This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

# Friede Wend

Roman von

UC-NRLF
$B 165 319

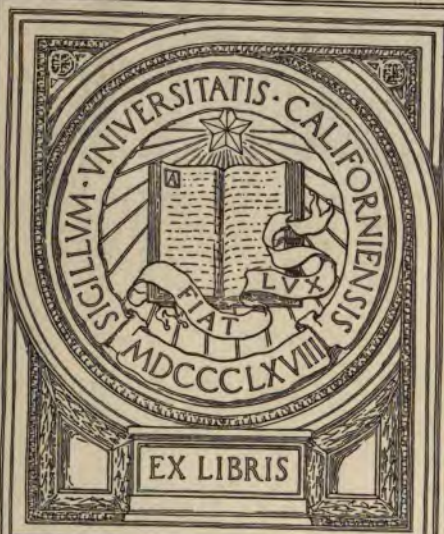
Jansen

Egon Fleischel & Co
Berlin

GIFT

EX LIBRIS
Jer't mag, de mag't;
n wer't nich mag,
e mag't jo woll nich mägen."
HUGO DUVENECK.

GIFT OF
Barbara Baker



# Friede Wend

Von Sofie Janſen erſchien bisher:

Soſiensruh. Wie ich mir das Landleben dachte und wie ich es fand. Neudamm. Verlag von J. Neumann.

# Friede Wend

Roman

von

Sofie Janſen

Egon Fleiſchel & Co.
Berlin
1908

PRESERVATION
COPY ADDED
mlf 11/4/91

PT2619
Ja69F7

GIFT

Alle Rechte
vorbehalten

UNIV. OF
CALIFORNIA

UNIV. OF
CALIFORNIA

Friede stand am Fenster. Die Stirn an die Scheibe gedrückt sah sie starr und gelangweilt auf die sonntäglich stille Straße hinaus. Mama war mit Großmama zu Tante Adele gefahren, die es nicht liebte, wenn man Kinder in ihr vornehm eingerichtetes Haus mitbrachte, und die Kinder von Tante Emma unten im ersten Stock, Friedes gewöhnliche Zuflucht, waren alle zum Ostereiersuchen zu einer Patientin ihres Vaters eingeladen.

Friede verlebte einen Sonntag wie schon oft. Hoffnungsvoll pflegte dieser Tag anzubrechen; im Bett schon, wenn man die Augen aufschlug, das unbestimmte Gefühl eines erfüllten Glücks, auf das hoffend man gestern eingeschlafen war. Ja, die festliche Vorfreude hatte schon den ganzen Sonnabendnachmittag verklärt und ihn herausgehoben aus der Schar seiner Brüder, hatte sogar schon begonnen, als man leichten Herzens um ein Uhr mittags die Schultreppe hinuntergelaufen war, hatte mit der Frühlingssonne um die Wette geleuchtet, als man schwatzend und lachend an der Ecke von der letzten Freundin Abschied nahm, hatte das ein-



M177024

sache Sonnabendessen, die gedrängte Wochenübersicht, gewürzt und über den letzten Pflichtenberg, Klavier üben und deutschen Aufsatz in Reinschrift schreiben, eine goldene Brücke geschlagen. Und dann, welch fröhliches Spiel, welch geschäftige Vorbereitung im Puppenwinkel, welch zögerndes Zubettgehen: ach, nur noch ein Weilchen, morgen kann man ja ausschlafen, und welch seliges Erwachen: heut ist keine Schule!

Und doch fiel hier schon das erste Wermutströpfchen in den Freudenbecher des Tages — Friede wachte Sonntags immer besonders früh auf und war sogleich springmunter! Keine Spur von der süßen Müdigkeit der sechs Wochentage, wo die Augenlider schwer wieder herabsanken, wenn die Miß in ihr Zimmer rief: „Friede stehen Sie hauf, es ist alb ßieben!“ Wo man das größte Opfer gebracht hätte, um noch zehn, noch fünf, noch zwei Minuten Schlaf genießen zu dürfen. Ach, dann nur einmal die Wonne zu erleben, sich sagen zu dürfen, ja, du darfst, darfst noch eine halbe, noch eine ganze Stunde — heut ist ja Sonntag! Dieser höchste Gipfel der Erfüllung blieb Friede versagt.

Aber das Kaffeetrinken mit Mama und Großmama und der Miß war doch noch schön und gemütlich. Friede strich die Butter dick auf die Semmel, ‚die geizige Miß‘ durfte es ihr nicht verwehren wie sonst, wenn sie allein am Kaffeetisch saßen. Großmutter nahm das Kind in Schutz: „Laßt sie doch, wenn

es ihr ſchmeckt. Und Butter iſt geſund.“ Die Miß freilich fand, daß man dieſelben Erfolge auch mit Lebertran erzielen könnte, deſſen Genuß ſie für billiger und erziehlicher hielt. Sie hatte ſo ihre beſonderen Grundſätze und war einer der größten Steine des Anſtoßes auf Friedes Lebensweg.

Miß Winnifred Elizabeth Spinnaker war vor achtundzwanzig Jahren als einfaches junges Mädchen in das Haus des Medizinalrat Schöne zur Erziehung der jüngeren Kinder gekommen; namentlich Friedes Mutter, das damals elfjährige Mariechen und deren fünfjähriger Bruder Emil waren ihrer Fürſorge anvertraut geweſen, während die ſechzehnjährige Emma, eine wilde Hummel, ſchon aller erziehlichen Beeinfluſſungen ſpottete.

Damals, anfang der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, war eine engliſche Erzieherin in der guten Stadt Dresden ein Ereignis, das nicht eben häufig vorkam. An den ſpitzfilbigen engliſchen Namen hätte man ſich die an eine mehr breite und ſingende Ausſprache gewöhnten Zungen zerbrochen, und ſo wurde Miß Winnifred Elizabeth Spinnaker einfach kurzweg die Miß genannt. Über die Unhöflichkeit dieſer Bezeichnung war man ſich nicht klar, ebenſowenig über das nicht ganz akademiſche Engliſch des Ankömmlings, der bei der Unterbringung des Buchſtabens h nicht mit der Sicherheit des Wiſſenden, ſondern mit

der Keckheit des wagemutigen, aber unglücklichen Spielers verfuhr. Auch ins Deutsche übertrug die Miß denselben Fehler, nannte Emil und seinen Bruder Albert stets Hemil und Halbert, erlernte auch in achtundzwanzig Jahren weder den Gebrauch des richtigen Artikels, noch begriff sie den Unterschied zwischen Du und Sie, so daß, nachdem sie eine für sie peinliche Periode durchgemacht hatte, wo sie alle Welt mit dem traulichen Du ansprach, sie sich später auf das sichere Sie zurückzog, das sie konsequent gegen jedermann in Anwendung brachte, einschließlich der Säuglinge und Hunde.

Eine englische Miß war trotz allem etwas Besonderes, und wenn sie auch nicht allzu gebildet war, als sie kam, so holte sie doch vieles im Laufe der Jahre nach und wuchs in Treue und Liebe allmählich so in die Familie Schöne hinein, daß sie ein untrennbares Teil derselben bildete. Sie hieß in der ganzen Stadt die Miß, in der Anrede liebevoll das Mißchen, bei den Mädchen und Lieferanten, die sich keine Freiheiten herausnehmen wollten, respektvoll das Fräulein Miß. Nach Mariechens Verheiratung und dem Tode des Hausherrn blieb sie als Pflegerin und Haushälterin bei der Medizinalrätin, und als die Tochter nach kurzer, unglücklicher Ehe mit ihrem einjährigen Töchterchen wieder zur Mutter zurückkehrte, übernahm sie Friedes Erziehung mit gleicher Treue neben ihren sonstigen

Pflichten. Nur war leider die Miß unterdessen in die Jahre gekommen, die einem nicht zu gefallen pflegen, und daher war ihr die Milch der frommen Denkungsart leicht angesäuert, was sich in großer wirtschaftlicher Sparsamkeit und Strenge gegen die Dienstboten und zahlreichen Kinder der zweiten Generation äußerte.

Das Leben hatte der guten Miß auch manche Enttäuschung gebracht, denn trotz der festen Wurzeln, die sie im Hause Schöne gefaßt, hatte sie doch wie jedes Mädchen den Traum von eigenem Herd und eigenem Glück geträumt.

Friedrich, des Hauses ältester Sohn, war bereits Lehrer am Gymnasium, als die junge Engländerin ins Haus kam. Er war ein hübscher, stattlicher junger Mann, ein wenig wunderlich und lehrhaft in seinem Wesen, der in seiner gespreizten Art der jungen Engländerin den Hof schnitt. Es war freilich ganz harmloses Geplänkel, und als böse Zungen die Medizinalrätin auf die Gefahr aufmerksam machten, nahm diese die Warnung kühl auf.

„Ich glaube nicht, daß sich etwas anspinnt, und selbst wenn es der Fall wäre — die Miß ist ein braves Mädchen, Friedrich könnte schlechter wählen.“ — Und Friedrich wählte schließlich wirklich schlechter. Nach einigen Jahren verliebte er sich Hals über Kopf in ein blutjunges Ding, eine Freundin von Mariechen,

die voll von Lebensluſt und Freude ſchlecht zu dem trockenen, ſoviel älteren Manne paßte.

Die Miß verbarg ihre Enttäuſchung gut, falls ſie überhaupt eine ſolche erlitten hatte. Sie beglückwünſchte das Brautpaar, half der mutterloſen Braut bei der Ausſtattung, tanzte auf der Hochzeit, richtete dem jungen Paar das neue Heim ein, pflegte die Frau im erſten, zweiten, dritten, vierten und fünften Wochenbett und drückte ihr zuletzt die Augen zu, als bei dieſer Gelegenheit die müde Seele das ſchwache Körperchen verließ.

Nun hatte die Miß erſt recht zu tun; ſie ordnete das Hausweſen, pflegte die Waiſen und päppelte das Kleinſte. Hatte die Familie mit Ausnahme der Mutter vor Jahren ſcheel bei dem Gedanken ausgeſehen, daß Friedrich die Miß heiraten könnte, ſo glaubte man jetzt allgemein, daß er ſie nach Ablauf des Trauerjahrs heimführen würde und fand dies auch ganz angemeſſen. Auch die Miß ſah dem Verlauf der Dinge hoffnungsvoll entgegen. Da erhielt Friedrich einen Ruf als Gymnaſialdirektor nach Berlin — er rückte dadurch trotz der fünf kleinen Knaben in die Reihe der angenehmen Heiratskandidaten und ſchraubte ſeine Anſprüche etwas in die Höhe. Während die Miß ſeine Kinder und Wirtſchaft überſiedelte und ſie am neuen Aufenthaltsort einrichtete, vermittelte ihm ein Freund die Bekanntſchaft eines älteren, wenig ſchönen, aber ge-

ſcheiten, kürzlich unerwartet zu Vermögen gekommenen Fräuleins, die gern bereit war, ihm die Hand zu reichen.

Es war eine rechte Verſtandesheirat, wobei für die Braut der noch ſpät ſich bietende Frauentitel, die angenehme Stellung des Gatten und das geiſtig anregende Berliner Leben den Ausſchlag gaben. War es doch eine anſehnliche Portion Lebensglück, die ſich ihr noch bot, zu der die fünf Knaben gewiſſermaßen die unvermeidliche Knochenbeilage bildeten. Friedrich dagegen erhoffte nicht nur manche Annehmlichkeit des Lebens durch ihr Vermögen, ſondern auch eine geiſtige Gefährtin und eine treue Mutter für ſeine Kinder, um ſo mehr als dieſe bei den vorgerückten Jahren ſeiner Erwählten vorausſichtlich keine Konkurrenz aus der zweiten Ehe zu erwarten hatten.

Jedoch das Unwahrſcheinliche wurde Ereignis; nach Jahresfriſt beſchenkte die Frau Direktor im vierundvierzigſten Lebensjahre ihren Gatten mit einem muntern und bildhübſchen Töchterlein, das nicht bloß die Anwartſchaft auf das mütterliche Erbe, ſondern auch auf die mütterliche Liebe in ſo ſtarkem Maße beſaß, daß das Verhältnis zu den Stiefkindern ziemlich unerquicklich wurde. Doch dauerte das nicht lange; eine Erkältung raffte die Frau Direktor ſchnell hinweg, und wieder ſtand der Witwer mit fünf heranwachſenden Knaben und einem kaum zweijährigen Baby verlaſſen

da. Eine Haushälterin jagte die andere, das Hauswesen verwahrloste sichtlich, und Friedrich wurde von der Familie jetzt geradezu gedrängt, diesem Zustande ein Ende zu machen und die Miß als die gegebene Person für die schwierigen Verhältnisse zu heiraten. Er schwankte in seinen Entschlüssen hin und her, und schließlich, als die Sache für jedermann fest zu stehen schien, bewarb er sich um ein fünfzigjähriges adeliges Fräulein, die ihn erstaunlicherweise erhörte und ihn durch ihre Konnexionen später noch weit förderte. Auch die Kinder söhnten sich im Laufe der Jahre mit dieser dritten Ehe aus, die ihnen wie allen überraschend gekommen war. Sie hatten den häufigen Wechsel auf dem Platz der Hausmutter ziemlich bitter empfunden, auch die Wahlen des Vaters nicht gerade gebilligt, und der Älteste, Sechzehnjährige, hatte sich spottend gegen die Brüder geäußert: mir ist's schon fast, als ob ich zu jeder alten Jungfer Mutter sagen müßte.

Die Miß hatte sich abwartend und schweigend verhalten. Ob ihr Herz oder nur der Wunsch nach einem eigenen Dach beteiligt war, ja, ob sie überhaupt irgend etwas erwartet hatte, erfuhr kein Mensch. Nur die liebenswürdige Heiterkeit und Sanftmut ihrer jüngeren Jahre verlor sich, als die Jugend Abschied nahm, mehr und mehr.

Noch in anderer Weise zeigte es sich, daß die arme Miß kein Liebling des Glücks war. Als sie als achtzehn-

jähriges Mädchen in die Fremde zog, ließ sie in England eine kränkliche reiche alte Patin zurück, die ihr beim Abschied tröstend sagte, sie habe ihr Patenkind in ihrem Testament mit einer bescheidenen Summe bedacht, die der jungen Winnifred Elizabeth aber immerhin einmal ein einfaches Auskommen gestatten würde, wenn ihr das Brot der Fremde nicht mehr behagte. Das junge Mädchen hatte voll Dankbarkeit mit Mund und Herzen der Patin ein langes, langes Leben gewünscht — immerhin wenn man achtzehn und die Erblasserin achtundsechzig ist, scheint einem die Strecke nicht mehr allzulang, die man bis zum Besitz zurückzulegen hat. Aber Mrs. Moxter hielt sich überraschend lange. Sie feierte ihren achtundsiebzigsten Geburtstag in anhaltender und ihren achtundachtzigsten in erstaunlicher Frische und hatte alle Aussicht, demnächst den achtundneunzigsten in außerordentlicher Rüstigkeit zu begehen. Der Wunsch, den die arme, langsam alternde Miß nun achtundzwanzig Mal zu dem festlichen Tage hinübergesandt hatte: ‚Many, many happy returns of the day‘ schien der einzige zu sein, dessen Erfüllung ihr Fortuna gewähren wollte.

Von all diesem ahnte Friede natürlich nichts. Für sie wie für die Cousins und Cousinen war die Miß einfach eine unangenehme Person, der sie manchen Streich zu spielen versuchten. —

Nach dem Sonntagsfrühstück hatte Friede den

ganzen ſchönen Tag vor ſich. Noch ſchien er lang; noch ſchien er ſchön.

Sie las eine rührende Geſchichte aus ihrem Töchteralbum, das ſie ſchon zwei Mal ganz durchgeleſen hatte, zum dritten Mal und verſteckte ihre Tränen, die wie nicht zu hemmende Quellen an den ergreifenden Stellen mit großer Promptheit hervorzubrechen pflegten, hinter heftigem Ausſchnupfen, weil ſie ſonſt jedenfalls wegen ihrer Albernheit geſcholten worden wäre. Dabei ſpielte ſie mit ihren Puppen, die aber grade an einer epidemiſchen Kinderkrankheit darnieder lagen, ein Spiel, das Friede beſonders ſympathiſch war, da man bei der Nachtwache leſen, alſo gewiſſermaßen zwei Genüſſe auf einmal auskoſten konnte.

Als Mama und Großmama weggefahren waren, Friede mit der Miß das von dieſer unabänderlich für ſolche Gelegenheiten feſtgelegte Sonntagsmenü: Schweinskotelett mit Kartoffelbrei (billig und machte den Mädchen die wenigſte Arbeit) abgegeſſen und zum Schluß die gleichfalls durch Tradition geheiligte Sonntagsſchnecke empfangen hatte, erſchien Mademoiſelle Dütel und holte ſie zum Spaziergang ab. Von nun an war der Sonntag nur noch lang und nicht mehr ſchön.

Mademoiſelle Dütel war bei Tante Emmas Kindern, und Friede durfte ſie ‚mitgenießen‘, ſo war das zwiſchen Emma und Mariechen abgemacht. Sie ging täglich mit ſpazieren, was ſie keineswegs als Genuß

ansah, und war außerhalb der Schul-, Arbeits- und Eßzeit meist mit unten.

Noch weniger als Genuß wurde aber Friede von Mademoiselle angesehen, sondern im Gegenteil als eine unkontraktmäßige Überbürdung von ganzer Seele gehaßt. Heute zum Beispiel hätte sie den ganzen Sonntagnachmittag für sich gehabt, hätte sie nicht mit diesem enfant détestable, wie sie es im stillen nannte, zwei Stunden spazieren laufen müssen.

So ging sie übellaunig mit dem Kinde durch die Straße und über den großen Platz mit dem Gymnasium, vor dem das Denkmal des Freiheitskämpfers steht, der einst geduldig Jahr um Jahr auf den Bänken der ehrwürdigen Schule gesessen und der es nun auf seinem Postament offenbar sehr eilig hat, mit fliegendem Haar, offener Kleidung und hastig zusammengerafften Waffen davonzustürzen: Gott sei Dank, daß ich das hinter mir habe! Dann betraten sie die Bürgerwiese und erreichten durch dieselbe den großen Garten, dessen gradlinige Schönheit für Friede namentlich jetzt im Vorfrühling der Inbegriff der Langeweile war. Scharen von sonntäglich gekleideten, wenn auch etwas spießbürgerlichen Spaziergängern strömten auf allen Wegen; fröhliche, lachende Kinder mit den Eltern, scherzende, plaudernde junge Leute, ehrbare Ehepaare Arm in Arm, alle froh und glücklich, allen schien der Spaziergang ein Vergnügen, der für Friede eine drückende Pflicht war.

Mademoiſelle führte ſie in mürriſchem Schweigen durch die Allee, am Palaisgarten entlang, rund um den Teich, auf dem zwei Schwäne gierig nach den von Kindern den Fiſchen zugeworfenen Brotbröckchen ſchnappten, und dann ſeitwärts durch Gehölz nach dem Dammweg, an dem übelriechenden Katzbach entlang wieder nach der Stadt zurück, wo ſie ſich mit einem erleichternden Seufzer: enfin vous voilà von Friede verabſchiedete.

Und nun ſtand dieſe am Fenſter und ſah ſehnſüchtig hinaus auf die ſchmale Straße, die heut ſtill mit geſchloſſenen Läden lag und ein fremdartig erwartungsvolles Ausſehen zeigte.

Auch Friede erwartete noch etwas von dieſem Tage, auf den ſie ſich ſo gefreut und der doch unmöglich ſo in trauriger Langerweile enden konnte. Vier Uhr — noch vier Stunden bis zum Schlafengehen, dann kam der häßliche Montag, der mit franzöſiſchem Diktat anfing und die lange, lange Woche einleitete. Und allmählich, faſt unmerklich ging das Gefühl faſt hoffnungsloſer Erwartung in dumpfe Enttäuſchung über. So war das Leben! Ihr Leben! Nur ſie allein war ausgeſchloſſen von allen Freuden! So ging es der armen Friede immer. War ſie Sonntags allein zu Haus, ſo gefiel ſie ſich in der Vorſtellung, daß alle anderen Kinder der Welt Vergnügen genöſſen. Sie hatten Beſuch, waren eingeladen, bekamen Konfekt

angeboten, ſuchten Oſtereier, gingen mit ihren Eltern aus, tranken Schokolade bei Hofgärtners oder auf der Piccardie oder durften mit ihrem Fräulein wenigſtens in den Zoologiſchen und die Affen füttern. Und Friede ſchaute mit brennenden Augen zum blauen Frühlingshimmel hinauf und verfolgte ein lichtes weißes Wölkchen, das unbekümmert dahinſegelte, mit heißer Sehnſucht.

Vor zwei Jahren war ſie einmal mit Großmama und Mama ins Bad gereiſt. Es war ganz hübſch geweſen, Friede durfte immer mit ausgehen; aber dann bekam ſie plötzlich eine Krankheit mit einem drolligen Namen: Ziegenpeter. Sonſt war aber nichts Drolliges dabei. Friede mußte acht Tage im Zimmer ſitzen, hatte ein ſchiefes Geſicht und Watte um die Ohren gepackt und konnte den Mund weder zum Eſſen noch zum Sprechen öffnen.

Da hatte ſie dann den lieben langen Tag ſehnſüchtig und gelangweilt aus dem Fenſter geſehen, wo hinter den Bäumen des Kurparks die vergoldete Kuppel des Muſikpavillons hervorſchaute. Wie leuchtend hob ſich dieſe Kuppel vom blauen Sommerhimmel ab, und einmal — da kam auch ſo ein kleines weißes Wölkchen dahergeſegelt, langſam ſchwamm es über das Himmelsblau, und dann ſtand es gerade über der Kuppel ‚und nun kann es hinunterſehen‘, dachte Friede, ‚grade auf den Kurplatz, wo alle Menſchen bei der

Musik sitzen und Kaffee trinken oder gar Eis essen und die geputzten Kinder zwischen Rosen und Nelkenbeeten mit ihren Bällen spielen.' — Und Friede hatte das Wölkchen von ganzem Herzen beneidet.

Als sie wieder ausgehen durfte, hatte sie nicht mehr daran gedacht, sie hatte sich sogar auf dem Kurplatz manchmal herzhaft bei der Musik gelangweilt, wenn sich gerade keine Spielkameraden gefunden hatten, und unruhig war sie auf ihrem Stuhl gerückt: ‚Gehen wir noch nicht bald wieder, Großmama?' ‚Mama, es ist so langweilig, immer auf einem Fleck zu sitzen!'

In der Erinnerung aber war alles wieder im alten Glanz, nein, in vieltausend mal größerem erstanden. Wenn Friede sich einsam fühlte und ein weißes Wölkchen am blauen Himmel sah, dann erwachte der ganze Durst nach Lebensfreude von damals in ihr. Dann sah sie unter der weißen Wolke eine goldene Kuppel in der Ferne blitzen und darunter einen großen Platz mit kleinen Marmortischchen und zierlichen eisernen Stühlen, da hörte sie Stimmengeschwirr und Walzerklänge und Kinderjauchzen und roch das eigentümliche Gemisch von Kaffee und Zigaretten, von Rosen- und Nelkenduft, das den Kurplatz immer umschwebt hatte. Unter dem weißen Wölkchen war immer Sommer, war immer das Leben, das frohe, jubelnde, laute Leben hinter goldenen Gittern, von dem sie ausgeschlossen war!

Friede dachte bei ſolchen Gelegenheiten all ihre Kümmerniſſe zuſammen; ſie ſchwelgte förmlich im Gefühle ihres Outſidertums.

Zunächſt, daß ſie keinen Vater hatte, nicht einmal einen toten Vater, von dem man wie andere Kinder mit Rührung ſprechen konnte. Da war zum Beiſpiel Lieschen Schütze, deren Vater vor zwei Jahren an einer Lungenentzündung geſtorben war. Erſt, wie er ſo krank war, hatte Lieschen immer in der Schule geweint, und dann hatten die Lehrer ſie mitleidig angeſehen, und alle Kinder hatten ſie in der Pauſe umringt, um Näheres über den kranken Vater zu hören, daß er phantaſiere, daß eine graue Schweſter zur Pflege angenommen ſei, und daß er Beefteа und Weingelee bekäme. Und dann, als er ſtarb, hatte Lieschen drei Tage in der Schule gefehlt bis nach dem Begräbnis, und als ſie wiederkam, hatte ſie ein ſchwarzes Kleid an und wurde von Fräulein Luiſe Berthold, der Schulvorſteherin, auf die Wange geküßt und von Fräulein Amalie Berthold, die die Wirtſchaft führte und früh die Andacht hielt, auf die andere Wange und von Fräulein Pauline Berthold, die die Zeichenſtunden gab, auf die Stirn, und bei jedem Kuß hatte Lieschen geweint, und es war furchtbar intereſſant geweſen. Auch ging ſie häufig mit ihrer Mutter auf den Kirchhof und brachte Kränze auf des Vaters Grab. Das konnte Irma von Marſchall allerdings nicht, denn

deren Papa war bei Königgrätz gefallen, zwei Tage vor Irmas Geburt, und er lag in Böhmen begraben.

Aber obgleich Irma ihn gar nicht mehr gekannt hatte, so wußte sie doch ganz genau, wie alles zugegangen, wie froh er in den Krieg gezogen, daß er noch am Tage vor der Schlacht geschrieben, wohin ihn die Kugel getroffen und was seine letzten Worte waren. Das alles hatte Irmas Mama ihrem Töchterchen erzählt, und über dem Sofa hing ein großes Bild des gefallenen Helden mit einem Efeukranz geschmückt.

Friede wußte von ihrem Vater gar nichts; er ist gestorben hatte man ihr gesagt, aber sie erfuhr nicht wie und wo. Mama sprach nie von ihm; sein Bild hing nicht an der Wand, noch steckte es im Album. Als sie nach Herrn Schützes Tode bei Tisch in begreiflicher Neugier fragte: „Woran ist eigentlich mein Papa gestorben," entstand ein verlegenes Schweigen, Mama wurde rot und blaß, Großmama sagte verweisend: „das verstehst du noch gar nicht, mein Kind," und die Miß fügte hinzu: „Sie müssen nicht so dumme Fragen stellen, Friede." Man behandelte sie überhaupt eine Zeitlang, als ob sie ein Verbrechen begangen hätte. Friede gab sich jedoch nicht zufrieden. Vielleicht wußte Rike, die alte Köchin, Näheres. Gewiß handelte es sich um eine ganz besonders schreckliche Krankheit, die man ihr vorenthalten wollte.

Nach Tisch, als die Großen ruhten, hatte sie sich

in die Küche geschlichen, wo Rike aufwusch und Lina, das Hausmädchen, die Teller trocknete.

„Rike, woran ist eigentlich mein Papa gestorben?“

„Ach herje! Gestorben!“ Die Alte kicherte höhnisch, „ne, im Gegendeil, der freit sich seines Läbens,“ und Line und Rike lachten.

„Was sagst du? Er lebt noch? Wo denn, warum ist er denn nicht hier? Mama sagt doch, er ist tot? Kommt er denn einmal wieder?“

„Bis nur stille, brill nich so, daß sie's bis in die Stube heren,“ sagte Rike ärgerlich. „Ne, ne, ich hab nischt gesagt, ich weeß von gar nischt!“

„Nein, nein, ich will es wissen“ rief Friede aufgeregt. Sie faßte Rike am Arm; „du sollst, du mußt es mir sagen, wo er ist, sonst laufe ich gleich zu Großmama und frage sie. Ich muß es wissen, wo mein Papa ist!“ Und Friede schluchzte vor Aufregung, und vor ihren Augen gaukelten Visionen von einem goldgrabenden Vater, der einst mit Schätzen beladen heimkehren und ihr eine noch viel schönere Wachspuppe mitbringen würde, als Cousine Martha hatte, und ein himmelblaues Kleid dazu und vielleicht noch eine Korallenkette.

Aber Rike machte sich ärgerlich los, steckte das dünne Zopfendchen, daß sich immer aus ihrem Haarnetz zu lösen pflegte, mit nassen Händen fest und sagte: „Mach nur nich so en Deebs, 's ist werklich nich der

Mihe wert. Ich will der's ſchonn ſagen, aber de darfſt niſcht davon verraden, daß de's von uns weeſt, ſonſt ſchimpft uns de Frau Mezinalrätin aus. Du mußt es ſchweren, daß de nich klatſchen werſcht."

„Ja ja," drängte Friede.

„Ne, ne, du ſollſt ſchweren: So war mer Gott helfe, ich werde niſcht verraden."

„Ja ja, ſo wahr mir Gott helfe, ich werde nichts verraten, aber nun ſag es doch endlich, ich kann's nicht mehr erwarten!"

„Nu — 's iſt niſcht ſo Scheenes. Dei Babba, der is eich nämlich durchgebrannt."

Rike und Lina waren erſt einige Jahre im Haus. Sie ſahen Friede bei dieſer Mitteilung mit aufgeregter Schadenfreude an, denn im Grunde genommen war es ihnen ein Hochgenuß, das Geheimnis, das ſie von dem alten Kutſcher Weber erfahren und ausgiebig mit vielen Zuſätzen unten im Brotladen und mit der Kuhnerten, die ſeit zwanzig Jahren Hühner und Eier ins Haus brachte, beſprochen hatten, nun an der richtigen Tür los zu werden. Mit Wolluſt fuhren ſie fort, auf die verſtändnislos dreinſchauende Friede einzureden:

„Weeſte, 's war äben e Ginſtler, dei Babba, e Maler, und deine Mamma, die hat ſich eegal mit'n gezankt, wegen Modellen, weeſte, er hat ſcheene Frauenzimmer gemalt, mit niſcht nich an, un da war ſe eifer-

ſichtig, un 's Geld hat er ooch alles verdan, un zuletzt, da is er fort nach Italien, mit ſo en Frauenzimmer, un deine Mamma hat ſich ſcheiden laſſen un is mit dir wieder hierher gemacht zur Frau Mezinalrätin, un nu ſitzt er er wieder uff der Pelle und dein Babba, der hat nachher das Frauenzimmer geheiratet. So, nu weeſte's und nu bis ſtille!"

Und während Friede wie vernichtet ins Zimmer zurückgeſchlichen war, hatte Rike erleichtert aufgeatmet und zu Lina geſagt, „ich mußte's er ſagen, ich konnt's nicht länger mit ahnſähen, 's drickte mer's Herze ab, wie ſe ſo in ihrer Unſchuld daſtand."

Friede hatte wirklich nicht gewagt, mit irgend jemand über dieſe Mitteilung zu ſprechen. Nicht wegen des Schwures, mit dem Rike ſie bei jeder Klatſcherei zu binden pflegte, und der darum längſt den Reiz des Geheimnisvollen und Drohenden verloren hatte und zu einer bloßen Redensart geworden war. Nein, Friede fühlte dumpf und unbewußt, daß das etwas war, deſſen man ſich ſchämen mußte, daß ſie, wenn es laut wurde, von allen andern Kindern trennen würde, die doch alle einen lebendigen oder toten Vater beſaßen. Wenn jemand ſie fragte: wann iſt eigentlich dein Papa geſtorben, wurde ſie brennend rot und murmelte: ich weiß nicht, es iſt ſchon lange her, und als ſie älter wurde und fühlte, wie ihre Unwiſſenheit über dieſen Punkt anfing mehr und mehr Befremden zu erregen

und die Fragen daher immer dringender und boshafter wurden, erfand sie in Verzweiflung eine Geschichte, daß ihr Papa auf einer Reise verunglückt und ihre Mutter noch immer so in Schmerz versunken sei, daß sie nicht über seinen Tod sprechen könnte. Als diese Geschichte auf ihre Schulkameradinnen den gewünschten Eindruck machte, schmückte sie dieselbe mit immer weiteren Einzelheiten aus, die sie ihren Geschichtenbüchern entnahm, und stand doch täglich und stündlich Qualen der Angst aus, daß die doppelte Schmach des wahren Sachverhalts, und daß sie gelogen, an den Tag kommen könne. Und von der Stunde ab, als es Rike das Herz abgedrückt hatte, war Friede aus dem Paradies der Kindheit ausgestoßen und fühlte sich wie ein schuldbeladener Verbrecher. Oft vergaß sie es stunden-, tage-, wochenlang, aber dann brauchte nur irgend ein Wort zu fallen, ja, Fräulein Luise bloß zu beten, Vater Unser der du bist im Himmel, so stieg ihr alles Blut zum Kopf, und ihr Herz hämmerte mit lauten Schlägen.

Und dann war noch eins, ihr Name Friede. Das klang so schön und so poetisch, und alle ihre Mitschülerinnen beneideten sie darum. War sie doch im Kriegsjahr sechsundsechzig am Tage des Prager Friedenschlusses geboren und auf Wunsch ihres Vaters zum ewigen Andenken an diesen Tag Friede genannt worden. Aber leider war Mariechen Wend von der Art:

waſch mir den Pelz, aber mach mich nicht naß. Sie hatte zwar erſt dem Vorſchlag ihres Mannes zugeſtimmt, aber dann allerlei Erwägungen gehabt. Es ſei doch ſo ungewöhnlich, und kein Kind der Familie hätte je einen beſonderen Namen gehabt, und man könnte ſie ja ſo nennen, aber vielleicht lieber einen ähnlichen, aber richtigen chriſtlichen Taufnamen eintragen laſſen, etwa nach Bruder Friedrich, der ja Pate ſtehen könnte, und hatte ſchließlich nach vielen Hin- und Widerreden durchgeſetzt, daß das Friedenskind auf den unſchönen Namen Friederike getauft und das Patenkind des langweiligen Schulmannes geworden war.

Ja, man nannte ſie Friede, aber ſie hatte kein Recht auf den Namen, und dieſe Scharte ließ ſich nicht ſo leicht verbergen, denn ſie hatte Mitwiſſer. Tante Emmas Kinder wußten es, daß ſie denſelben Namen trug wie die alte Köchin, und entblödeten ſich nicht, bei Streitigkeiten ſchnöderweiſe von ihrem Wiſſen Gebrauch zu machen und Friede durch den Zuruf Rike, Rikchen, bis aufs Blut zu kränken.

Unter dieſen trüben Gedanken kam der Abend. Auf der Straße wurden die Laternen angezündet, und dann kam die Miß und rief Friede ins Eßzimmer, wo auf dem großen Tiſch die Lampe und gar winzig klein in der unterſten Ecke Friedes Abendbrot, ein Ei mit Brot und Butter, ſtand.

„Sie aben gewiß zu lange im Dunkeln geleſen,

Sie aben ganz rote Haugen," ſagte die Miß nach einem prüfenden Blick auf Friede. Dieſe murmelte etwas Unverſtändliches, ſetzte ſich an ihren Platz und richtete ſich mit dem dürftigen, nußgroßen Stück Butter auf dem Tellerrand zu den drei großen trockenen Brotſcheiben ein. Sie hatte verſchiedene Methoden ſich über den Unterſchied im Soll und Haben hinwegzutröſten. Zuweilen aß ſie zwei Stücke trocken und beſtrich das letzte ſo dick wie möglich, manchmal legte ſie winzige Butterſtücken auf große Brotbiſſen, was bei den Kindern der Familie ‚Kutſchern' hieß, und manchmal, wenn die dürftige Wirklichkeit ſehr ſtark der Aufmunterung bedurfte, ſchnitt ſie das ganze Brot in Würfel, nachdem ſie den bevorzugten Teil, die Rinde, vorher beiſeite gebracht hatte, und ſpielte arme Familie, die ſich von Klößen oder trockenen Kartoffeln ernährt. Waren die Brotwürfel unter dieſer Vorſtellung verſchwunden, ermöglichte ein plötzlich eingetretener Glücksfall der Familie eine herrliche Mahlzeit — die Brotrinde, fingerdick mit der ganzen Butter beſtrichen.

Die Miß, die bei der Arbeit ſchon eine Brille trug, ſaß ihr gegenüber und ſtickte einen mit Wachstuch unterlegten Streifen, Zacke und Loch, der für Friede das Sinnbild der Unendlichkeit war, denn obgleich die Miß ſehr ſauber und ſchnell arbeitete, ſah man ſie doch nie weder einen Streifen anfangen noch vollenden. Immer hing rechts ein aufgerolltes Stück Vollendetes, links ein

zusammengelegtes Stück Unfertiges, und die Miß stickte immer in der Mitte auf dem untergelegten Wachstuch. Diese endlose, von einer Engländerin ausgeführte Arbeit nannte man englische Stickerei, wenigstens dachte sich Friede den Zusammenhang so.

Die Miß hatte große, weiße, englische Zähne und ganz glatt gescheiteltes Haar, das schon reich mit Grau untermischt war, nur der Chignon hinten im Netz war noch ganz dunkel, denn er stammte noch aus jüngeren Jahren, und es kostete zu viel, ihn auch sprenkeln zu lassen. Die Miß wollte sich später lieber einen ganz neuen, grauen kaufen und den alten mit angeben.

Jetzt warf sie einen mißbilligenden Blick auf Friedes Brotschnippelei und sagte: „Warum spielen Sie himmer mit Ihrem Hessen auf das Teller? Beheilen Sie sich, daß Sie zu Bett kommen! Early to bed and early to rise, makes a man healthy, wealthy and wise!“

Aber Friede beeilte sich nicht, sie glaubte nicht an das Vermögen, das ihr das frühe Zubettgehen dereinst bringen würde, und die beiden anderen Verheißungen hatten gar einen übeln Beigeschmack für sie. Gesund nannte man das Schlafen im ungeheizten Zimmer, das Waschen mit eiskaltem Wasser, die Fettzufuhr durch Lebertran, das Verzichten auf Bonbons und reichlichen Tortengenuß und viele andere durchaus unangenehme Vorschriften. Und Friedes Streben nach Weisheit in der Schule der drei Fräulein Berthold,

Externat und Internat, war bisher nur ein sehr schwaches und die Aussicht auf Gewinn in dieser Tugend nicht geeignet, Enthusiasmus bei ihr zu erregen.

Endlich aber ließ sich der Moment nicht länger hinausschieben, Friede holte sich aus der Küche ein Licht, murmelte ein ‚Gute Nacht, Miß' und betrat gleich darauf zusammenschauernd den kalten, schmalen Gang im Seitenflügel, der zu ihrem Schlafzimmer führte. Friede schlief allein und fürchtete sich manchmal sehr. Nicht wenn sie froh und heiter war, aber an traurigen und einsamen Tagen wie heut.

Wie das Licht flackerte auf dem zugigen Gang, und als die Zimmertür sich öffnete, warf es sich so heftig zur Seite, daß Friede zitterte, es könne ganz verlöschen und sie in grauenvoller Dunkelheit zurücklassen. Sie wartete, bis es sich erholt hatte, und schloß die Tür gar behutsam, aber die Flamme machte doch noch einige schnelle Zuckungen, die Schatten wie große, schwarze Fledermausflügel durch die Stube jagten, und mit pochendem Herzen und abgewandtem Gesicht schlüpfte das Kind an dem deckenhohen, schmalen Pfeilerspiegel vorbei, in dem man, wie Rike ihr erzählt hatte, seinen Doppelgänger sah, wie er einem über die Schulter blickte, wenn man um Mitternacht mit einem brennenden Licht davortrat und es einem bestimmt war im nächsten Jahr zu sterben. Es war ja noch nicht Mitternacht, aber man konnte doch nicht wissen, ob

ſich der Doppelgänger in dringlichen Fällen nicht auch ausnahmsweiſe einmal früher einſtellen könnte, wenn er keine andere Gelegenheit hätte, ſeine Kenntniſſe an den Mann zu bringen. Angſtvoll und doch magnetiſch angezogen huſchten Friedes Blicke zurück über das im Dämmerlicht mattſchimmernde Glas ihrem Bett gegenüber, in dem ſich undeutlich und verſchwommen ihre weiße Geſtalt ſpiegelte. Haſtig verſuchte ſie ſich zu entkleiden, um ſo ſchnell als möglich ins Bett ſchlüpfen zu können, wobei die Rockbänder ſich unter ihren angſtzitternden und froſtverklammten Fingern aufs Kunſtvollſte zu verknoten pflegten, wodurch ihre Qual noch verlängert wurde. Die große Stube bewahrte noch die ganze Kälte des Winters, denn im Seitenflügel wurde nie geheizt. Das Licht der einſamen Kerze drang nicht bis in die Ecken, die im tiefen Schatten lagen. Es erleuchtete nur die nächſte Umgebung von Friedes Bett, ſpiegelte ſich neben dem Nachtſchränkchen als heller Lichtfleck auf der blanken, grauweißen, Ton in Ton mit kleinen Sternen gemuſterten Tapete und als ſchwächerer, unſicherer Lichtkringel hoch oben auf der gleichfalls mit der hellen, blanken Tapete bekleideten Zimmerdecke, die bis auf dieſen einen Kerzenreflex im Schatten lag. Nur wenige altmodiſche, aus den beſſeren Zimmern verbannte Möbel ſtanden hier, ein alter Mahagoniſekretär mit Beſchlägen, die wie glühende Augen aus dem Dämmerdunkel ſahen, und

in dessen Schiebladen Friede ihre Habseligkeiten untergebracht hatte, ein steiflehniges, bankartiges, mit grünem gepreßtem Samt bezogenes Sofa, vier ebensolche Stühle, eine hochbeinige Fußbank, deren Rücken einstmals von längst vermoderten Händen mit einem in bunter Wolle gestickten Schachbrettmuster geziert worden war, das jetzt vom Zahn der Zeit und der Motten benagt, überall den grauen Stramin durchblicken ließ, und Friedes Bett und Waschtisch. Über dem Bett aber hingen zwei große Ölbilder, die Eltern der Medizinalrätin als junges Paar. Sie, die Urgroßmutter, mit strengem Gesicht, im kurztailligen gelben Atlaskleid mit engen, oben gepufften Ärmeln, er, der Urgroßvater, mildlächelnd, in blauem Frack mit Goldknöpfen und hoher weißer Halsbinde, der aber die fatale Gewohnheit hatte, mit seinen sanften, wasserblauen Augen überall zu sein. Trat Friede in die Tür, so sah er sie an, schlich sie am Spiegel vorbei, ruhte sein Auge auf ihr, stand sie am Waschtisch, beobachtete er sie, und selbst wenn sie endlich glücklich im Bett lag, das Licht ausgelöscht und die Decke über die Ohren gezogen hatte, fühlte sie im Dunkeln doch noch die beiden hellen Augen sich fest in die ihrigen bohren.

☆ ☆ ☆

In den Saal, wie das dreifenstrige Eßzimmer genannt wurde, schien die helle Morgensonne durch zwei

Fenſter weiß und klar auf den großen Eßtiſch, während das dritte und letzte Fenſter nach dem Vorplatz zu nur oben zwei weiße Scheiben zeigte, darunter eine rote und eine grüne, eine blaue und eine gelbe, die ihren vierfarbigen Widerſchein auf den Fußboden warfen. Das Haus der Medizinalrätin mit der breiten Durchfahrt und dem großen doppelflügligen, mit Löwenköpfen verzierten Tor, war ziemlich alt. Ehemals hoch vornehm, war es vor ſechzig Jahren mit Ketten von der Straße abgeſperrt geweſen und war ihr in ihren Kinderjahren als das ſchönſte und feinſte Haus der Stadt erſchienen. Schon damals wurde das ſchöne und lebhafte Kind von ihrem Nachbarsſohn, Karl Schöne, ſehr verehrt, der ihr auf dem gemeinſamen Schulweg gelobte, ihr dereinſt das bewunderte Haus zu kaufen, wenn er es irgend ermöglichen könnte. Er wählte ſpäter das Studium der Rechte, als jedoch ſeine angebetete Beate ſchwer erkrankte und nur durch die Kunſt des Arztes vom Nervenfieber gerettet wurde, beſchloß er gleichfalls einen Beruf zu wählen, der dem Manne Gelegenheit gibt, ſo edle Taten zu vollbringen und ſo viel warmen Dank von hocherfreuten Angehörigen zu ernten. So ſtudierte Karl Schöne Medizin und ließ ſich dann als Arzt in ſeiner Vaterſtadt nieder. Mit ſehr beſcheidenen Einnahmen führte er ſeine Beate heim, und bald ſtellten ſich auch Kinder ein. Doch zum Glück wuchſen die Einnahmen mit den Anfor-

derungen der Familie und der Zeit; Karl Schöne wurde ein geſuchter Arzt, wurde betitelt und dekoriert, kaufte ſich Pferd und Wagen, und endlich kam auch der Tag, wo er ſein Verſprechen erfüllen und ſeine Beate in das ſchöne und vornehme Haus als ſtolze und glückliche Beſitzerin einführen konnte. Zwar war es jetzt nicht mehr mit Ketten von der Straße abgeſperrt, jedoch die beiden Löwenköpfe ſchauten noch mit ſchweren Kupferringen im Maule auf die ſtille Straße.

Vierzig Jahre waren auch ſeit dieſem Tage verfloſſen, neuere und elegantere Häuſer waren in der Stadt entſtanden, und ganz ſpurlos war die Zeit nicht an dem alten Patrizierhaus dahingegangen. Die ſteinernen Stufen im gewölbten Treppenhaus wurden noch jeden Sonnabendabend geſcheuert und getont, das heißt mit einer kreidigen Maſſe eingerieben, die unliebſame Spuren an den Kleiderſäumen hinterließ, aber ſie waren verflacht und ausgetreten und zeigten die Spuren von Generationen von Füßen, die über ſie hinweggeſtiegen waren, in Geſtalt vieler kleiner, unregelmäßiger Vertiefungen.

Das Haus hatte eine nicht allzubreite Front nach der Straße und ſtreckte zwei lange Seitenflügel nach hinten, zwiſchen denen die Höfe lagen. Der obere zeigte noch dasſelbe Leben wie vor vierzig Jahren. Doktor Kramer, Emmas Mann, hatte nach dem Tode ſeines Schwiegervaters, den er lange vertreten hatte,

deſſen Praxis und Fuhrwerk übernommen. Seine Schimmel ſtanden jetzt im Stall, ſein Coupé und ſeine Viktoria in der Remiſe oder wurden im Hofe vom alten Kutſcher Weber gewaſchen. Aber der zweite Hof, zu dem man eine ſchmale Treppe hinunterſtieg, lag öde und verlaſſen, und das Gras wuchs zwiſchen den Pflaſterſteinen und den Stufen. Hier lag die Kutſcher- und die Hausmannswohnung; die zahlreichen Sprößlinge dieſer beiden Familien, die einſt den Hof mit fröhlichem Spiel bevölkert hatten, waren längſt in alle Welt zerſtreut, während die beiden alten Ehepaare allein und ſtill zurückgeblieben waren. Mit murmelndem Geräuſch floß oder tröpfelte das Röhrenwaſſer in einen grünbemooſten Steinbottich. Jetzt vergeſſen und verachtet, war es einſt eine glänzende Kulturerſcheinung geweſen, wenn auch nicht immer ganz zuverläſſig, denn in der Stadt war noch die Redensart im Schwange: du bleibſt ja aus wie's Röhrwaſſer. Man hatte ſich immer noch gerne in Notfällen an die alte Pumpe gehalten, jetzt aber war beides verdrängt durch die ſeit einigen Jahren angelegte Waſſerleitung, die freilich in dem alten Haus nicht bis in die Wohnungen kam. Aber es befand ſich doch auf jedem Treppenflur für alle dort befindlichen Wohnungen ein gemeinſamer Waſſerhahn und Ausguß, was man mit Staunen über den erfinderiſchen Menſchengeiſt als ein Nonplusultra von modernem Komfort pries. Die Waſſerkannen und

die Tragen, mit denen die Mädchen sonst vielmals täglich mit schwerem Tritt den bescheidenen Wasserbedarf die steinernen Treppen hinaufgeschleppt hatten, waren in die Rumpelkammer gewandert, und nur noch die in der Familie Schöne überlieferte Sitte, daß Friede immer sparsamerweise das Badewasser ihrer Mutter benutzen durfte, oder daß Tante Emma herauf schickte, Martha würde heut baden, ob Friede das Bad ‚mitgenießen' wollte, da Karl und Paulchen durch Schnupfen verhindert wären, erinnerte noch an die alten, schweren Zeiten.

Und das Röhrwasser gurgelte weiter im stillen, grasbewachsenen Höfchen, und der alte, lange, schmale Garten, der durch ein altersschwaches Holzgitter von ihm getrennt war, lag schwarz, düster und rußig da. Vor vierzig Jahren war es ein reizender, entzückender Garten voll Sonnenschein und Blumenpracht gewesen, rings von Feldern umgeben, denn gleich neben dem alten Haus befand sich das Stadttor, und frei schweifte der Blick bis zu den Räcknitzer Höhen. Oft hatte die Familie den Morgen- und Nachmittagskaffee unter der lieblichen Traueresche eingenommen, die ihre lichtgrünen Zweige schirmend über sie wölbte und nicht wußte, warum sie Traueresche hieß. Die Medizinalrätin hatte dort gestrickt und gestopft und ihre Kinder gewiegt, diese hatten im Garten gespielt und Schularbeiten gemacht, die Miß war im Reifrock mit weiten Ärmeln und Spitzenunterärmeln, mit ihren großen, weißen,

engliſchen Zähnen lächelnd durch die Kieswege geſchritten, und Friedrich hatte ſie unter der Eſche in die Geheimniſſe der deutſchen Sprache einzuweihen verſucht.

Jetzt war der Garten von allen Seiten eingeengt durch die hohen, geſchwärzten Rückwände großer, vierſtöckiger Häuſer der ſeit zwanzig Jahren entſtandenen Pragerſtraße, und wenn ſich die Sonne doch hineinſtahl, gelang es auch ihr nicht mehr, einen Schimmer der Vergangenheit zu erwecken. Schwarz, düſter und berußt blieb alles. Tintenſchwarz war die Erde unter dem kahlen, ſich hoch und ſparrig nach dem Licht reckenden Geſträuch und die Erde der Wege, die lange Jahre ſchon keinen Kies mehr geſehen hatten. Schwarz und gleichſam fettig ſchimmerte ſie durch das ſpärliche und glanzloſe Grün des Raſens, und tief trauerte die alte Eſche, ihre berußten Zweige auf dem Boden ſchleifend. Keine Blume blühte mehr auf den Beeten, nur die Blätter der Schwertlilien wuchſen in verſchwenderiſcher Fülle darauf, ohne je eine Blüte zu tragen.

Nur einmal, im Wonnemond jeden Jahres, wurden dem alten Garten ein paar feſtliche Tage geſchenkt, an dem er an längſt vergangene Frühſommertage mit Blütenpracht und Duft denken durfte. Ganz hinten in der Ecke ſtand ein alter Hollunderbaum, knorrig, ſchwarz berußt und häßlich durch elf Monate des Jahres, aber jedes Jahr im Mai trieb er eine ungeahnte Menge herrlicher blaßlila Blüten und ſtand wie ein großer,

die Tragen, mit denen die Mädchen sonst vielmals täglich mit schwerem Tritt den bescheidenen Wasserbedarf die steinernen Treppen hinaufgeschleppt hatten, waren in die Rumpelkammer gewandert, und nur noch die in der Familie Schöne überlieferte Sitte, daß Friede immer sparsamerweise das Badewasser ihrer Mutter benutzen durfte, oder daß Tante Emma herauf schickte, Martha würde heut baden, ob Friede das Bad ‚mitgenießen' wollte, da Karl und Paulchen durch Schnupfen verhindert wären, erinnerte noch an die alten, schweren Zeiten.

Und das Röhrwasser gurgelte weiter im stillen, grasbewachsenen Höfchen, und der alte, lange, schmale Garten, der durch ein altersschwaches Holzgitter von ihm getrennt war, lag schwarz, düster und rußig da. Vor vierzig Jahren war es ein reizender, entzückender Garten voll Sonnenschein und Blumenpracht gewesen, rings von Feldern umgeben, denn gleich neben dem alten Haus befand sich das Stadttor, und frei schweifte der Blick bis zu den Räcknitzer Höhen. Oft hatte die Familie den Morgen- und Nachmittagskaffee unter der lieblichen Traueresche eingenommen, die ihre lichtgrünen Zweige schirmend über sie wölbte und nicht wußte, warum sie Traueresche hieß. Die Medizinalrätin hatte dort gestrickt und gestopft und ihre Kinder gewiegt, diese hatten im Garten gespielt und Schularbeiten gemacht, die Miß war im Reifrock mit weiten Ärmeln und Spitzenunterärmeln, mit ihren großen, weißen,

englischen Zähnen lächelnd durch die Kieswege geschritten, und Friedrich hatte sie unter der Esche in die Geheimnisse der deutschen Sprache einzuweihen versucht.

Jetzt war der Garten von allen Seiten eingeengt durch die hohen, geschwärzten Rückwände großer, vierstöckiger Häuser der seit zwanzig Jahren entstandenen Pragerstraße, und wenn sich die Sonne doch hineinstahl, gelang es auch ihr nicht mehr, einen Schimmer der Vergangenheit zu erwecken. Schwarz, düster und berußt blieb alles. Tintenschwarz war die Erde unter dem kahlen, sich hoch und sparrig nach dem Licht reckenden Gesträuch und die Erde der Wege, die lange Jahre schon keinen Kies mehr gesehen hatten. Schwarz und gleichsam fettig schimmerte sie durch das spärliche und glanzlose Grün des Rasens, und tief trauerte die alte Esche, ihre berußten Zweige auf dem Boden schleifend. Keine Blume blühte mehr auf den Beeten, nur die Blätter der Schwertlilien wuchsen in verschwenderischer Fülle darauf, ohne je eine Blüte zu tragen.

Nur einmal, im Wonnemond jeden Jahres, wurden dem alten Garten ein paar festliche Tage geschenkt, an dem er an längst vergangene Frühsommertage mit Blütenpracht und Duft denken durfte. Ganz hinten in der Ecke stand ein alter Hollunderbaum, knorrig, schwarz berußt und häßlich durch elf Monate des Jahres, aber jedes Jahr im Mai trieb er eine ungeahnte Menge herrlicher blaßlila Blüten und stand wie ein großer,

die Tragen, mit denen die Mädchen sonst vielmals täglich mit schwerem Tritt den bescheidenen Wasserbedarf die steinernen Treppen hinaufgeschleppt hatten, waren in die Rumpelkammer gewandert, und nur noch die in der Familie Schöne überlieferte Sitte, daß Friede immer sparsamerweise das Badewasser ihrer Mutter benutzen durfte, oder daß Tante Emma herauf schickte, Martha würde heut baden, ob Friede das Bad ‚mitgenießen' wollte, da Karl und Paulchen durch Schnupfen verhindert wären, erinnerte noch an die alten, schweren Zeiten.

Und das Röhrwasser gurgelte weiter im stillen, grasbewachsenen Höfchen, und der alte, lange, schmale Garten, der durch ein altersschwaches Holzgitter von ihm getrennt war, lag schwarz, düster und rußig da. Vor vierzig Jahren war es ein reizender, entzückender Garten voll Sonnenschein und Blumenpracht gewesen, rings von Feldern umgeben, denn gleich neben dem alten Haus befand sich das Stadttor, und frei schweifte der Blick bis zu den Räcknitzer Höhen. Oft hatte die Familie den Morgen- und Nachmittagskaffee unter der lieblichen Traueresche eingenommen, die ihre lichtgrünen Zweige schirmend über sie wölbte und nicht wußte, warum sie Traueresche hieß. Die Medizinalrätin hatte dort gestrickt und gestopft und ihre Kinder gewiegt, diese hatten im Garten gespielt und Schularbeiten gemacht, die Miß war im Reifrock mit weiten Ärmeln und Spitzenunterärmeln, mit ihren großen, weißen,

englischen Zähnen lächelnd durch die Kieswege geschritten, und Friedrich hatte sie unter der Esche in die Geheimnisse der deutschen Sprache einzuweihen versucht.

Jetzt war der Garten von allen Seiten eingeengt durch die hohen, geschwärzten Rückwände großer, vierstöckiger Häuser der seit zwanzig Jahren entstandenen Pragerstraße, und wenn sich die Sonne doch hineinstahl, gelang es auch ihr nicht mehr, einen Schimmer der Vergangenheit zu erwecken. Schwarz, düster und berußt blieb alles. Tintenschwarz war die Erde unter dem kahlen, sich hoch und sparrig nach dem Licht reckenden Gesträuch und die Erde der Wege, die lange Jahre schon keinen Kies mehr gesehen hatten. Schwarz und gleichsam fettig schimmerte sie durch das spärliche und glanzlose Grün des Rasens, und tief trauerte die alte Esche, ihre berußten Zweige auf dem Boden schleifend. Keine Blume blühte mehr auf den Beeten, nur die Blätter der Schwertlilien wuchsen in verschwenderischer Fülle darauf, ohne je eine Blüte zu tragen.

Nur einmal, im Wonnemond jeden Jahres, wurden dem alten Garten ein paar festliche Tage geschenkt, an dem er an längst vergangene Frühsommertage mit Blütenpracht und Duft denken durfte. Ganz hinten in der Ecke stand ein alter Hollunderbaum, knorrig, schwarz berußt und häßlich durch elf Monate des Jahres, aber jedes Jahr im Mai trieb er eine ungeahnte Menge herrlicher blaßlila Blüten und stand wie ein großer,

die Tragen, mit denen die Mädchen sonst vielmals täglich mit schwerem Tritt den bescheidenen Wasserbedarf die steinernen Treppen hinaufgeschleppt hatten, waren in die Rumpelkammer gewandert, und nur noch die in der Familie Schöne überlieferte Sitte, daß Friede immer sparsamerweise das Badewasser ihrer Mutter benutzen durfte, oder daß Tante Emma herauf schickte, Martha würde heut baden, ob Friede das Bad ‚mitgenießen' wollte, da Karl und Paulchen durch Schnupfen verhindert wären, erinnerte noch an die alten, schweren Zeiten.

Und das Röhrwasser gurgelte weiter im stillen, grasbewachsenen Höfchen, und der alte, lange, schmale Garten, der durch ein altersschwaches Holzgitter von ihm getrennt war, lag schwarz, düster und rußig da. Vor vierzig Jahren war es ein reizender, entzückender Garten voll Sonnenschein und Blumenpracht gewesen, rings von Feldern umgeben, denn gleich neben dem alten Haus befand sich das Stadttor, und frei schweifte der Blick bis zu den Räcknitzer Höhen. Oft hatte die Familie den Morgen- und Nachmittagskaffee unter der lieblichen Trauereſche eingenommen, die ihre lichtgrünen Zweige schirmend über sie wölbte und nicht wußte, warum sie Trauereſche hieß. Die Medizinalrätin hatte dort gestrickt und gestopft und ihre Kinder gewiegt, diese hatten im Garten gespielt und Schularbeiten gemacht, die Miß war im Reifrock mit weiten Ärmeln und Spitzenunterärmeln, mit ihren großen, weißen,

engliſchen Zähnen lächelnd durch die Kieswege geſchritten, und Friedrich hatte ſie unter der Eſche in die Geheimniſſe der deutſchen Sprache einzuweihen verſucht.

Jetzt war der Garten von allen Seiten eingeengt durch die hohen, geſchwärzten Rückwände großer, vierſtöckiger Häuſer der ſeit zwanzig Jahren entſtandenen Pragerſtraße, und wenn ſich die Sonne doch hineinſtahl, gelang es auch ihr nicht mehr, einen Schimmer der Vergangenheit zu erwecken. Schwarz, düſter und berußt blieb alles. Tintenſchwarz war die Erde unter dem kahlen, ſich hoch und ſparrig nach dem Licht reckenden Geſträuch und die Erde der Wege, die lange Jahre ſchon keinen Kies mehr geſehen hatten. Schwarz und gleichſam fettig ſchimmerte ſie durch das ſpärliche und glanzloſe Grün des Raſens, und tief trauerte die alte Eſche, ihre berußten Zweige auf dem Boden ſchleifend. Keine Blume blühte mehr auf den Beeten, nur die Blätter der Schwertlilien wuchſen in verſchwenderiſcher Fülle darauf, ohne je eine Blüte zu tragen.

Nur einmal, im Wonnemond jeden Jahres, wurden dem alten Garten ein paar feſtliche Tage geſchenkt, an dem er an längſt vergangene Frühſommertage mit Blütenpracht und Duft denken durfte. Ganz hinten in der Ecke ſtand ein alter Hollunderbaum, knorrig, ſchwarz berußt und häßlich durch elf Monate des Jahres, aber jedes Jahr im Mai trieb er eine ungeahnte Menge herrlicher blaßlila Blüten und ſtand wie ein großer,

prächtiger Blumenstrauß mitten in der schwarzen Umgebung.

Um den Platz im alten Garten zu verwerten, hatte man einem Photographen gestattet, sein Atelier daselbst zu erbauen, und unterstützte ihn reichlich durch Zuwendung der Kundschaft. Er besaß ein schönes Dekorationsstück, ein efeubewachsenes Fenster, und alljährlich durften die Kinder der Familie klopfenden Herzens das Heiligtum betreten, das sie sonst nur scheu umschlichen, um mit malerisch aufgestützten Ellbogen durch besagtes Fenster zu schauen.

Herr Bichfeld, der Photograph, drückte ihnen dann von hinten die eisernen Klammern des Kopfhalters ins Genick, hüpfte zu dem großen Kasten, hüllte sich neckisch in das schwarze Tuch, hüpfte zurück, den graziösen Fall der herabhängenden Hand zu ordnen, kroch wieder unter das Tuch, kam nochmals, drückte den Kopf des Opfers in eine noch unmöglichere Stellung, spreizte den kleinen Finger noch etwas zierlicher ab, bat um die unerläßliche Freundlichkeit, zählte langsam bis zehn, während die Miene des Opfers zu ausdruckloser Blödigkeit erstarrte und die zum Grinsen verzogenen Mundwinkel in ihrer Starrheit anfingen zu schmerzen, sprach dann das erlösende Wort, verschwand lange, bange Minuten in einem geheimnisvoll rotschimmernden Kämmerlein, um endlich freudestrahlend zu verkünden, es sei alles herrlich gelungen. Nach acht Tagen

sah man sich dann in bräunlichen Tönen, im Sonntagskleid, mit schiefgezogenem Munde aus einem efeuumrankten Fensterlein schmachten, und da auch zahlreiche andere Einwohner der Stadt nicht verschmähten, sich ihrerseits auch alle Jahre ein paar Mal durch das beliebte Dekorationsstück schauend abnehmen zu lassen, so führte Herr Bichfeld wohl ein ganz erträgliches Dasein. Für Friede und Martha war er eine Art von Zauberkünstler. Furchtsam blickten sie von außen zu dem Fenster der Dunkelkammer hinauf, versuchten durch die Vorhänge einen Blick ins Atelier zu tun und betrachteten neugierig die zum Belichten auf Gestellen ausliegenden Platten, auf denen die Menschen wunderbar schwarze Gesichter und Hände und weiße Augen und Haare hatten.

Die Medizinalrätin bewohnte mit ihrer Tochter und Enkelin das zweite Stockwerk. Im Querbau lagen nach vorn Wohnzimmer, Salon und eine Gaststube, nach hinten der sogenannte Saal und ein einfenstriger Vorplatz, sowie ein Alkoven, der nur spärlich Licht und Luft durch eine Milchglastür vom Wohnzimmer aus erhielt, während nach dem Saal noch eine schmale Tapetentür führte: Hier schlief die Medizinalrätin mit Mariechen Wend und hatte bei dieser unhygienischen Lebensweise in Gesundheit bald das zweiundsiebzigste Lebensjahr erreicht. Ein schmaler Gang, durch den die Mädchenkammer Licht und Luft bezog, führte in

den linken Seitenflügel; hier lagen die Zimmer eins hinter dem anderen. Im ersten schlief Friede, das zweite war groß und unbewohnt, voll von Schränken und Kisten und roch immer nach Kampfer, das dritte und letzte, mit himmelblau getünchten Wänden, bewohnte die Miß. Hier stand ihr großer, mit Leder bezogener englischer Reisekorb, als wenn sie täglich und stündlich gerüstet wäre, zu Mrs. Moxters Begräbnis zu fahren, und das ganze Zimmer roch nach Sauberkeit und strenger Ordnungsliebe.

Der andere Seitenflügel war in allen Etagen durch das Treppenhaus von der Vorderwohnung geschieden und wurde getrennt vermietet. Doktor Kramer hatte bei seiner Heirat anfangs die Vorderwohnung des dritten, später mit zunehmender Bedeutung die des ersten Stocks bezogen, worauf seine erste Wohnung geteilt und seitdem von drei alten Damen bewohnt wurde. Friede hielt sie nämlich alle drei für alt, und es machte ihr keinen Unterschied, daß Fräulein von Kamecke, Kammerjunkers und Hauptmanns hinterlassene Tochter, wie sie im Adreßbuch bezeichnet war, eine Zeitgenossin der Großmama war, während Fräulein Papst mit ihrer Freundin Fräulein Brandt kaum die vierzig erreicht hatten. Fräulein Papst, immer sanft und immer krank, lag meist zu Bett, beschäftigte sich oft mit den Kindern, bevorzugte aber offensichtlich Martha und Paulchen Kramer, die sehr hübsch waren, während

Friede mit ihrem ſcheuen Weſen, dem mit Waſſer geglätteten Scheitel und den dicht hinter den Ohren geflochtenen kurzen Zöpfchen, die die Neigung hatten, abzuſtehen wie Schwänzchen, keineswegs dazu geſchaffen war, die Welt im Sturme zu erobern.

Die Läden zu beiden Seiten der löwenbewachten Durchfahrt waren auch bereits ſeit undenklichen Zeiten in denſelben Händen. Außer den Damen Brandt und Papſt, die jetzt zwölf Jahre im Hauſe wohnten, war da überhaupt kein Mieter, der auf weniger als zwanzig dort verlebte Jahre zurückblickte. Der alte Hofſchuhmachermeiſter Martin, der jetzt links den großen Laden mit neumodiſchen Spiegelſcheiben und die Werkſtatt nach dem Hofe inne hatte, hatte vor vierzig Jahren als Flickſchuſter im vierten Stock begonnen. Er wohnte immer noch oben in der beſcheidenen Wohnung, in der ſeine Kinder geboren; ſein Sohn und Teilhaber hatte mit ſeiner Familie die Hofwohnung im erſten Stock inne, die im zweiten bewohnte Martins Tochter, die an einen Neuhaus verheiratet war, der einſt im Nebenladen ein Schnittwarengeſchäft eröffnet und ſich in die ſchwarzhaarige Meiſterstochter verliebt hatte.

Auf der anderen Seite der Durchfahrt waren auch zwei Läden. In einem war ein Brot- und Milchgeſchäft, von einem alten Ehepaar Müller gehalten, den anderen hatte ein Juwelier und Goldarbeiter Vogel

nne. Von Juwelen gab es da freilich nicht allzuviel, roſa Korallenarmbänder, blaue Türkisringe, goldene Broſchen mit mächtigen blaßlila Amethyſten, blau emaillierte Medaillons mit einer halben Perle geziert und ſolide, maſſive goldene Uhrketten, nebſt ſilbernen Sahnekännchen und Zuckerdoſen bildeten die ganze Auslage hinter dem ſchmalen Ladenfenſter und den Inhalt der Glaskäſten auf dem Tiſch. Aber die Kinder hielten Herrn Vogel doch für ungeheuer reich. Er war vor fünfundzwanzig Jahren als Jüngling mit blondem Spitzbart und lockigem Künſtlerhaar, denn er rechnete die Goldarbeiter etwas mit zu den Künſtlern, ins Haus gekommen und hatte ein hübſches, gar junges, blondlockiges Schweſterlein mitgebracht, die ihm die Wirtſchaft in der Hofetage des dritten Stocks führte und im Laden mit verkaufte. Mancher reiche Herr kaufte in dem kleinen, ſchmalen Laden ein beſcheidenes, altfränkiſches Schmuckſtück, während ſeine Damen etwas Feines und Elegantes von Ebenmeier erhofft hatten, um mit dem hübſchen Goldſchmiedsſchweſterlein etwas zu plaudern und zu ſcherzen, und ängſtlich wachte der Bruder darüber, daß die Attraktion ſeinem Laden gut erhalten bliebe, hatte immer von der Werkſtatt aus ein Auge auf ſie und ließ ſie zu keinem Ball und Vergnügen ausgehen. Die hübſche Hermine wußte es nicht beſſer, ſie kochte und ſtopfte für ihn, lachte mit den Kunden, verkaufte fleißig im Laden und ging Sonn-

tags Arm in Arm mit ihrem Bruder in den großen Garten — Sommers und Winters. — Und so gingen die Jahre dahin, ohne daß die Geschwister es merkten. Zwischen Vogels blonden Künstlerlocken zeigte sich ein leichter Mondschein, und graue Fäden zogen sich durch den blonden Spitzbart. Hermine war noch immer groß und stattlich, aber die Nase war spitz und scharf geworden, und in den Winkeln des Mundes und der hübschen blauen Augen sah man Krähenfüßchen. Ins Geschäft kamen nicht mehr so viele feine Herren, und Vogel brauchte nicht mehr so ängstlich aufzupassen. Er besuchte mit Hermine nun auch manchmal ein Vergnügungslokal, denn er wußte sie sich untrennbar durch eine vierteljahrhundertlange Gewöhnung verbunden.

In der Familie Schöne-Kramer-Wend aber kaufte man natürlich alle Hochzeits-, Paten- und Konfirmationsgeschenke bei Vogel, nahm Brot und Milch von Müller und ließ das Schuhwerk bei Martin arbeiten, trotzdem er so vornehm und elegant geworden war. Er rechnete allerdings seit zwanzig Jahren dieselben Preise, denn ebensolange zahlte er dieselbe Miete. Die Medizinalrätin hatte nämlich alle Hausbewohner zu demselben Mietzins wohnen lassen, den sie beim Tode ihres Gatten zahlten, trotzdem die Kinder und ihr juristischer Berater, der alte Notar Doktor Biller, sie häufig drängten, eine den Anforderungen der Neu-

zeit entsprechende Steigerung einzuführen. Sie blieb jedoch dabei, daß es, solange sie lebe, beim alten bleiben solle. Bei Neuhaus kaufte man allerdings auch zuweilen Leinenzeug ein, aber die Hauptkundschaft hatte doch in dieser Branche Josel, der erzgebirgische Leinenmann, der alljährlich zweimal zum Jahrmarkt zur Stadt kam und seinen Stand im Schöneschen Hausflur aufschlug. Bei ihm machte die Medizinalrätin alle größeren Einkäufe, er hatte alles Leinen zu Emmas und zu Mariechens Aussteuer geliefert, und manches von ihm als besonders preiswert gepriesene Stück Leinen wurde schon für Friede und Martha weggelegt.

Der Jahrmarkt war immer eine hübsche Abwechselung für Friede. Auf den Straßen lag auf Stroh irdenes Geschirr, und auf dem Dohnaplatz standen Buden mit Pulsnitzer Pfefferkuchen. Sie ermöglichte immer den Umweg dort vorbei. Wie sehnte sich ihr Herz nach den großen, von Mandeln strotzenden Kuchen oder nach den riesigen Herzen mit rotem, weiß verziertem Zuckerguß. Aber der Einkauf von Näschereien war ihr streng untersagt, und sie konnte daher höchstens drei Pfennige für einen kleinsten Pflasterstein dranwenden, den sie irgendwie als Stahlfedern oder Radiergummi in ihr Ausgabenbuch einschmuggelte.

Die Kuchen wurden noch nicht nach dem neuen Dezimalsystem verkauft, sondern nach der alten Wäh-

rung, wo der Silbergroſchen zwölf Pfennige hatte. Man ſagte auch immer noch ein Dreier, obgleich dieſe Münzſorte ſchon eingezogen war. Und Joſel, die Medizinalrätin und die Miß hätten es nicht überlebt, nach Metern zu handeln, da ging alles noch nach der Elle.

Am Nachmittag des letzten Jahrmarkttages ſtand dann die Miß mit dem ſchwarzen Chignon, den großen, engliſchen Zähnen und der Brille auf der Naſe im Saal, maß mit der Elle das Leinen ab, ſchnitt es ein und riß es mit einem ſchrillen, Friede durch Mark und Bein gehenden Ton auseinander. Am Tiſch aber ſtand Mariechen Wend und ſchnitt nach alten, bewährten Familientraditionen Wäſche für ſich und ihre Mutter zu, Hemden, die nur ja nicht zu knapp ſein durften, und die dann recht viele Falten bekamen, um die Fülle wieder zu bergen, und Hoſen, die man auch recht reichlich ſchneiden mußte, damit es nur ja nicht irgendwo fehle, und die dann eine Menge Stufen bekamen und trotzdem noch bis faſt an den Stiefelrand reichten. Denn Abſchneiden konnte man das zu lange Stück doch nicht, das wäre doch wahrhaftig ſchade darum geweſen. Darin waren ſich die Medizinalrätin, Mariechen und die Miß vollkommen einig. Wenn aber ſchon für die Erwachſenen ſo gut geſorgt wurde, ſo war das Maß von Rückſicht, das man auf Friede als auf ein im Wachſen begriffenes Kind nahm, ſchier un-

zeit entsprechende Steigerung einzuführen. Sie blieb jedoch dabei, daß es, solange sie lebe, beim alten bleiben solle. Bei Neuhaus kaufte man allerdings auch zuweilen Leinenzeug ein, aber die Hauptkundschaft hatte doch in dieser Branche Josel, der erzgebirgische Leinenmann, der alljährlich zweimal zum Jahrmarkt zur Stadt kam und seinen Stand im Schönesschen Hausflur aufschlug. Bei ihm machte die Medizinalrätin alle größeren Einkäufe, er hatte alles Leinen zu Emmas und zu Mariechens Aussteuer geliefert, und manches von ihm als besonders preiswert gepriesene Stück Leinen wurde schon für Friede und Martha weggelegt.

Der Jahrmarkt war immer eine hübsche Abwechselung für Friede. Auf den Straßen lag auf Stroh irdenes Geschirr, und auf dem Dohnaplatz standen Buden mit Pulsnitzer Pfefferkuchen. Sie ermöglichte immer den Umweg dort vorbei. Wie sehnte sich ihr Herz nach den großen, von Mandeln strotzenden Kuchen oder nach den riesigen Herzen mit rotem, weiß verziertem Zuckerguß. Aber der Einkauf von Näschereien war ihr streng untersagt, und sie konnte daher höchstens drei Pfennige für einen kleinsten Pflasterstein dranwenden, den sie irgendwie als Stahlfedern oder Radiergummi in ihr Ausgabenbuch einschmuggelte.

Die Kuchen wurden noch nicht nach dem neuen Dezimalsystem verkauft, sondern nach der alten Mäh-

rung, wo der Silbergroschen zwölf Pfennige hatte. Man sagte auch immer noch ein Dreier, obgleich diese Münzsorte schon eingezogen war. Und Josel, die Medizinalrätin und die Miß hätten es nicht überlebt, nach Metern zu handeln, da ging alles noch nach der Elle.

Am Nachmittag des letzten Jahrmarkttages stand dann die Miß mit dem schwarzen Chignon, den großen, englischen Zähnen und der Brille auf der Nase im Saal, maß mit der Elle das Leinen ab, schnitt es ein und riß es mit einem schrillen, Friede durch Mark und Bein gehenden Ton auseinander. Am Tisch aber stand Mariechen Wend und schnitt nach alten, bewährten Familientraditionen Wäsche für sich und ihre Mutter zu, Hemden, die nur ja nicht zu knapp sein durften, und die dann recht viele Falten bekamen, um die Fülle wieder zu bergen, und Hosen, die man auch recht reichlich schneiden mußte, damit es nur ja nicht irgendwo fehle, und die dann eine Menge Stufen bekamen und trotzdem noch bis fast an den Stiefelrand reichten. Denn Abschneiden konnte man das zu lange Stück doch nicht, das wäre doch wahrhaftig schade darum gewesen. Darin waren sich die Medizinalrätin, Mariechen und die Miß vollkommen einig. Wenn aber schon für die Erwachsenen so gut gesorgt wurde, so war das Maß von Rücksicht, das man auf Friede als auf ein im Wachsen begriffenes Kind nahm, schier un-

glaublich. Ihre Kleidung bestand aus lauter Stufen zum Herunter- und Einschlägen zum Herauslassen und war doch noch immer das, was man in der Familie ‚hübsch vollkommen' nannte. Friede paßte immer erst so einigermaßen in ihre Sachen, wenn diese schon zu alt und schlecht waren, um noch getragen zu werden.

Mit dieser Anschauung stand die Familie Schöne allerdings nicht vereinzelt da, sie gehörte gewissermaßen mit zum guten Ton in den alten, guten Familien, wo Grazie, Schick und Eleganz als Kennzeichen des Emporkömmlings galten. Wer etwas auf sich hielt, kleidete und gab sich altfränkisch, und sogar der Hof machte keine Ausnahme. Die kleinen Prinzeßchen trugen drei Winter lang schottische Mäntelchen, aus denen jeden Herbst ein Stück heruntergelassen wurde. An den verschiedenen Graden der Verschossenheit dieser Streifen konnte man alsdann, wie an den Jahresringen einer Tanne, das Alter des Kleidungsstückes ablesen.

Die Medizinalrätin kleidete sich übrigens, wenn auch nicht geschmackvoll, so doch immer gut, gediegen und würdig. Mariechen aber sparte sehr, trug sich mit ostentativer Einfachheit — Zwirnhandschuh mit gestopften Fingerspitzen — und ihr hübsches Haar möglichst schlicht und unscheinbar. Jede Locke und Welle war mit Stangenpomade geglättet und gebändigt, und diese Äußerlichkeit übertrug sich auf Mariechens ganzes Wesen. Durch und durch Stangenpomade, hatte der

verflossene Wend oft während seines zweijährigen Eheglücks geseufzt.

Diese Ehe war ein merkwürdiger, fast unerklärlicher Mißgriff von beiden Seiten gewesen. Im Hause einer kunstsinnigen Dame hatten sie sich kennen gelernt, und sein leicht entzündliches Malerherz war schnell für Mariechens zarte und sanfte Mondscheinschönheit entflammt. Nachdem er sich nicht ohne Mühe Eingang in das medizinalrätliche Haus verschafft hatte, das Künstlern nicht offen zu stehen pflegte, berührte ihn, den gebornen Plebejer, der ganze steifleinene, durch Tradition geheiligte Ton, der darin herrschte, abstoßend und anziehend zugleich. Mariechen erschien ihm wie eine duftige Wunderblume, im fremden, steinigen Land gewachsen, die nur der Verpflanzung in besseres, freieres Erdreich bedurfte, um sich noch schöner zu entfalten.

Das Wunderbarste war, daß Mariechen selbst in den genialen, aber unschönen Menschen nach allen Regeln der Kunst verliebt war, sie, deren Herzchen sonst immer unberührt ruhig und regelmäßig geklopft hatte. Kaum ein Jahr war es her, daß Fräulein Markoni, die Gesanglehrerin, verzweifelnd über Mariechens hübsche, aber seelenlose Stimme ausgerufen hatte: ‚Aber Kind, Kind, etwas mehr Gefühl! Denken Sie doch 'mal an etwas, was sie lieben!' worauf das schöne Kind mit freudigem Lächeln zugestimmt hatte: ‚Ach, dann denk ich an Schöpsenbraten und Hefenklöße, das

liebe ich so sehr!' — Und nun hatte ein Mann, ein Künstler, den Schöpsenbraten und die Hefenklöße in Mariechens Herzen abgelöst. Wieviel dabei geschmeichelte Eitelkeit und jugendlicher Widerspruchsgeist gegen die Familienüberlieferung mitgewirkt hatten, ist ungewiß, sicher aber war Mariechen in dieser kurzen Zeit der erwachten Leidenschaft weit über ihre sonstige Persönlichkeit hinausgewachsen, und sie hielt tapfer der Mutter, den Brüdern und Emma, der Miß und allen Verwandten stand, die ihr erklärten, daß eine geborene Schöne nun und nimmer das Zeug zu einer Künstlerfrau in sich trage.

Da Mariechen sehr zart war, so wagte man jedoch kein entscheidendes Verbot. Es war nämlich vor grauen Jahren einmal eine Tante des seligen Medizinalrats, die nicht nach ihrem Herzen hatte heiraten dürfen, am Nervenfieber, der damals bevorzugten Krankheit für unglücklich Liebende, gestorben. Es gab somit einen Präzedenzfall in der Familie, und um Mariechen von diesem drohenden Ausweg abzuhalten, erlaubte man ihr schließlich, dem Zuge ihres Herzens zu folgen.

Doch mit dem Gürtel, mit dem Schleier riß der schöne Wahn entzwei. — Mariechen heiratete, zog mit ihrem Mann nach Düsseldorf, trug ein Häubchen auf dem glatt gescheitelten Haar, wie ihre Mutter es getan, sprach mit sächsischem Dialekt, kochte Hefenklöße nach

heimischem Rezept und entsetzte sich über alles und jedes. Dazu kamen noch pekuniäre Schwierigkeiten, und so war es schließlich, wenn auch nicht ganz, aber doch ungefähr so gekommen, wie Rike es Friede erzählt hatte. Mariechen war es nämlich gewesen, die zuerst in sittlicher Empörung mit ihrem Kind nach Haus gefahren war, weil wieder einmal ein weniger bekleidetes Modell ihrem Mann zu einer Galathea gestanden hatte und sie gerade in dem Augenblick ins Atelier trat, als er demselben einige aufmunternde Freundlichkeiten erwies. Erst als Mariechen sich weigerte zurückzukehren und die Scheidungsklage gegen ihn erhob — auch eine Sache, die man sonst in der Familie noch nicht gehabt hatte — hatte er, nicht ohne ein Gefühl der Erleichterung, eine Kunstreise nach Italien angetreten.

Die Scheidung, und dies war der dritte und letzte Auflehnungsakt von Mariechen gegen die Familientradition, hatte aber nicht der gute alte Doktor Biller führen dürfen, sondern sie hatte auf Rat einer Freundin den stürmischen und energischen Doktor Salzer mit ihrer Vertretung vertraut. Doktor Salzer war einer der beliebtesten Advokaten der Stadt und erzielte große Erfolge, nicht nur durch seine Klugheit und seine Beredsamkeit, durch seine stattliche Gestalt, seine rollende Stimme und den Brustton der Überzeugung, der ihm jederzeit zur Verfügung stand, die Hauptsache war,

daß dieſer letztere für ihn nicht bloß, wie für viele ſeiner Kollegen, ein Requiſit war, das zur Blendung der Geſchworenen oder des Gerichtshofs in Anwendung gebracht wurde, nein, er war ſtets und jederzeit voll und ganz von der Gerechtigkeit der von ihm vertretenen Sache überzeugt. Betrat jemand ſein Sprechzimmer, um ihn zu konſultieren, und vor allen Dingen, erlegte er einen ordentlichen Koſtenvorſchuß, ſo war er in Salzers Augen jederzeit im Recht, der Gegner in Unrecht. „Wenn ich zum alten Biller gegangen wäre," ſagte Mariechen, „ſo hätte er mir tauſend Schwierigkeiten gemacht, er hätte die Sache von allen Seiten beleuchtet und ſchließlich gefunden, daß mein Mann eigentlich im Rechte ſei, und hätte zum Guten geſprochen. Aber Salzer — der fühlt mit mir!"

Und Salzer hatte mit ihr gefühlt, in der Art, die ihn vor allen Dingen zum erklärten Liebling der Frauenwelt machte. Er hatte ſie überhöflich begrüßt als ihr ‚ergebenſter Diener' und hatte ſie verabſchiedet mit den Worten: ‚ich lege mich Ihnen zu Füßen, meine Gnädige'. Dazwiſchen hatte er ſich ſittlich entrüſtet über den unmoraliſchen Wend und Mariechen beruhigend die Hand getätſchelt und bei beſonders erſchütternden Stellen ſanft die Schulter geklopft, die von ihm abgewandte, ſo daß der Arm eine Zeitlang ſchützend um Mariechen gelegen hatte, und dieſe hatte ſich wirklich beruhigt und geborgen gefühlt und war glück-

lich, daß ihre Sache in den Händen eines ſo mitfühlenden Mannes lag, der ſo ganz und gar ihre Anſichten teilte, und ſie ging davon und hielt ihn für den Mann der Männer, ſanft und ſtark zugleich.

Und nach ihr betrat die ledige Scheuerfrau Hulda Pietſch die Expedition, in Sachen einer von ihr aus vielen triftigen Gründen einer Kollegin weggenommenen Granatbroſche, und zahlte fünf Taler Koſtenvorſchuß. Auch ihr wurde dafür die Hand getätſchelt und die Schulter geklopft, auch ihr legte ſich Doktor Salzer zu Füßen (bildlich), und auch ſie verließ das Lokal mit der Überzeugung, ihre Sache in die Hand eines Mannes ohnegleichen gelegt zu haben, der ſanft und ſtark zugleich, ſie verſtanden hätte wie noch kein Mann zuvor.

☆ ☆ ☆

Die Medizinalrätin ſaß mit Mariechen im Saal am Frühſtückstiſch, beide im Schlafrock mit Morgenhauben; ſie tranken Kaffee aus Meißner Taſſen. Jedes Familienmitglied hatte ſeine Mundtaſſe, auf die es ein unveräußerliches und unübertragbares Anrecht beſaß und die die Miß höchſt eigenhändig aufwuſch. Die Medizinalrätin hatte eine Taſſe mit Rokokobild auf königsblauem Grund; Mariechen hatte das japaniſche Fels-zum-Vogelmuſter, die Miß hatte Streublümchen und Friede Zwiebelmuſter. Das gab dem Frühſtücks-

tiſche ein heiteres Ausſehen. Die Miß und Friede waren wie immer um dieſe Zeit ſchon fertig, erſtere war ſchon eifrig in der Wirtſchaft tätig, letztere war eben hinuntergegangen, um Martha zur Schule abzuholen.

Jetzt klingelte es kräftig; eine hohe Stimme krähte draußen: „Morgen, Mißchen, haben ſie ein Verdrüßchen, iſt Mutter ſchon auf?“ Die Saaltür wurde geöffnet, und mit ſteifen, ſtelzenden Schritten trat Albert, Mariechens um einige Jahre älterer Bruder, herein, um ſeinen gewohnten täglichen Morgenbeſuch bei ſeiner Mutter zu machen. Er war im Gegenſatz zu all ſeinen Geſchwiſtern von kleiner, zierlicher Figur, hatte ſcharfe Schauſpielerzüge, ein bartloſes Geſicht, eine hohe Fiſtelſtimme und außerordentlich ſchnelle, kleine, abrupte Bewegungen. Er trug Stock oder Schirm immer in der rechten Hand und ſetzte ihn mit Nachdruck immer gleichzeitig mit dem rechten Fuß nieder, was ſeinen Gang ſchon von weitem kenntlich machte, ⏑ — ⏑ —, leicht ſchwer, leicht ſchwer. Wegen ſeiner dürftigen Geſtalt und ſeines bartloſen Geſichts war er, als er ſchon in reiferen Jahren ſtand, von Fremden immer noch als unbedeutender Junge behandelt worden. Mit ſechzehn wurde er auf der Straße immer noch mit ‚Kleener‘ angerufen, mit Zwanzig frug man ihn, ob er ſchon konfirmiert ſei, und mit dreißig wurde er für einen Abiturienten gehalten. Dieſe Kränkungen hatten

ihn verſchüchtert und ungünſtig auf ſein ganzes Weſen eingewirkt. Trotz guter Begabung und eiſernen Fleißes hatte er nicht den Mut zum juriſtiſchen Aſſeſſorexamen gefunden und ſich nach einigen vergeblichen Anläufen mit dem ihm vom Vater zugefallenen Erbteil ins Privatleben zurückgezogen. Er war nicht ſehr glücklich verheiratet und hatte ein einziges, zärtlich geliebtes Kind. Er begann und ſchloß die Unterhaltung im Familienkreiſe mit den abſurdeſten Reimen, und ſein Weſen hatte mit den Jahren einen Stich ins Bizarre bekommen. Mit Mariechen verband ihn eine innige Freundſchaft, er beſprach alle ſeine Angelegenheiten mit ihr, und auch Mariechen ließ ſich in allem von ihm leiten.

„Guten Morgen, macht euch keine großen Sorgen! Nun, Mutter, wie geht's! Wie war's geſtern bei Tante Adele? Iſt ſie nun endlich mit dem Zahnarzt fertig?"

„Ach, meine arme, gute Adele," ſagte die Medizinalrätin, „ſie hat wirklich viel durchgemacht. Siebzehn Zähne hat ihr dieſer Kleinhampel in fünfzehn Sitzungen gezogen, um ihr ein komplettes falſches Gebiß machen zu können. Und dabei waren manche noch ganz geſund. Ich glaube, er hat es nur aus Geldgier getan, er weiß, daß an Adele etwas zu verdienen iſt."

„Nein, Mutter, hihihi, ich glaube, es geſchah nach einer Variation des Bibelworts: Aug' um Auge, Zahn um Zahn. Tante Adele mußte ihre Zähne um Fräu-

lein Susis schöner Augen willen lassen. In die hat Kleinhampel sich verschossen, und um sie recht oft zu sehen, hat er Tante Adele zu dem neuen Gebiß und den fünfzehn schmerzlichen Sitzungen überredet."

„Das wäre doch empörend," rief Mariechen, „die kokette Person, ich war immer dagegen, daß Tante Adele sich eine so hübsche Gesellschafterin nehmen sollte!"

„Meine arme, gute Adele," wiederholte die Medizinalrätin, und den Gedanken innerlich weiterspinnend, „wie geht es deiner Frau?"

„Wie immer. Sie spielt, sie malt. Vorgestern hat sie sich Professor Dürer für Klavierstunden engagiert, und gestern hat sie der Köchin gekündigt."

„Der Köchin?!" rief Mariechen und die Mutter wie aus einem Munde.

„Der Fanni — die so vorzüglich kochte, mit der ihr so zufrieden wart," fragte Mariechen nochmals ganz entgeistert, „was ist denn passiert? hat sie gestohlen? hat sie einen Liebhaber?"

„Nein, es ist etwas viel Schlimmeres. Meiner Frau fiel die böhmische Aussprache auf die Dauer auf die Nerven, und außerdem hat sie Fanni fünf Monate gehabt, und solange war noch nie ein Mädchen in unserm Hause."

„Nun, Clementine ist wirklich unglaublich," sagte Mariechen empört, „und wozu braucht sie überhaupt

noch Klavierstunden? Sie spielt doch gut genug, und wenn man Mann und Kind hat, so gibt man sich damit zufrieden. Und dann Stunden bei Dürer, was das nu wieder kostet! Er nimmt ja wohl zehn Mark für die Stunde? Clementine wirft wirklich das Geld zum Fenster heraus!"

„Sie ist eben genial, hi, hi, hi, und wir führen einen genialen Haushalt. Da gibt es immer Abwechselung, nicht so langweilig wie bei Mutter oder bei Emma."

„Wie geht es Carmen? Läuft sie nun ganz allein?" erkundigte sich die Medizinalrätin.

„Ja, beinah, noch nicht so ganz. Sie traut sich noch nicht recht; sie ist immer noch so unsicher auf den Beinchen. Sie ist eben noch zart, aber solch ein herziges, reizendes Kindchen. Sie versteht alles, wenn sie auch nicht sprechen kann."

„Wie alt ist sie?" fragte die Medizinalrätin bedächtig. „Im Herbst war sie doch zwei?"

„Ja, sie entwickelt sich langsam, das ist besser als zu schnell. Aus den Wunderkindern wird später nichts. Und sie hat auch schon so viel durchgemacht in ihrem kurzen Leben, meine arme kleine Carmen. Jetzt ist sie auch wieder so matt und schlaff und ißt fast gar nichts. Clementine läßt sie jetzt von Doktor Teuscher behandeln. Schmoller ist schon wieder in Ungnade gefallen. Sie muß ja vierteljährlich einen neuen Hausarzt neh-

men, abgesehen von den Spezialisten, die sie inzwischen konsultiert.

„Ich finde es unerhört, daß ihr Kramer nicht behalten habt. So etwas ist noch nicht dagewesen," warf Mariechen ein.

„Nein, so war es früher nicht Sitte in unserer Familie," stimmte die Medizinalrätin ein, „dein seliger Vater hätte das nicht gelitten, Albert. Wenn man einen Arzt in der Familie hatte, ließ sich die Familie von ihm behandeln."

„Und ein Mann wie Kramer," sekundierte Mariechen.

„Meine Frau hat ihren eigenen Kopf, ich kann nichts dabeimachen. — Wann zieht ihr hinaus?" wendete Albert das Gespräch. „Es ist schon ganz frühlingsmäßig draußen."

„Ach, das ändert sich noch, man wird doch noch wieder anfangen zu heizen," meinte die Mutter, „drei bis vier Wochen bleiben wir noch in der Stadt."

Albert war während des Gesprächs mit seinen kurzen, schnellen Schrittchen immer in der Stube herumgestampft. Als er jetzt in der Nähe der Tür angelangt war, fuhr er, wie es seine Art war, jäh und unvermittelt fast mit einem Sprung hinaus. Den erstaunten Zurückbleibenden wurde seine Absicht zu gehen erst durch den plötzlichen Abschiedsgruß: „Adio, den besten Reis kauft man in Rio," kund und das a tempo

folgende Schließen der Saaltüren von außen, das jeden Gegengruß abschnitt.

☆ ☆ ☆

Friede Wend und Martha Kramer waren wie alle Tage zusammen zur Schule gewandert, aber Martha kam mittags allein zurück. Friedes ganze Klasse mußte dableiben; sie hatte sich unanständig betragen, wie Fräulein Luise Berthold, kurzweg die Luise genannt, sich ausdrückte. Ihre Schwester, Fräulein Amalie Berthold, vertraulich aber respektlos, natürlich in absentia, von den Mädchen ‚das Malchen' genannt, hatte die berechtigte Eigentümlichkeit, keine Äpfel riechen zu können. Es war daher das Mitbringen dieser Frucht in die geheiligten Räume der Schule mit schweren Strafen bedroht. Nichtsdestoweniger hatte die kecke Else Otto sich erlaubt, eine sorgsam überwinterte Goldreinette mitzubringen und in der Frühstückspause zu verzehren. Else biß kräftig hinein und warf den bei ihr nicht allzu beträchtlichen, ungenießbaren Rest unter dem Beifall der Klasse in den Papierkorb, wobei sie höhnisch bezweifelte, daß Malchen die Missetat riechen würde.

Niemand dachte daran, wie oft schon durch einen Apfel Unheil in die Welt gekommen sei!

Die nächste Stunde war Geographie, und gleich hinter dem Oberlehrer Koller erschien Fräulein Amalie

Berthold als Anſtandsdame und ſetzte ſich mit einem Paket Hefte, man vertraute ihr allerdings nur die der unterſten Klaſſen an, auf ihren Platz im Hintergrunde, um aufzupaſſen. Worauf wußte freilich niemand doch ging das Gerücht in der vierten Klaſſe unter den elfjährigen Schülerinnen, es geſchehe, damit keine von ihnen ſich etwa in den dürren, ſtruppigen, ſchel-tenden Oberlehrer Koller, Vater von dreizehn Kindern, verlieben könnte — oder umgekehrt. Wie dem auch ſei, in der Bertholdſchen Schule ſaß in jeder Stunde, die ein Lehrer gab, was nur in den vier oberen Klaſſen der Fall war, eine Aufſichtsdame. Das Malchen nahm ihre Tätigkeit leicht. Sie ſetzte ſich die große Horn-brille auf die Naſe, ſchlug ein Heft auf und nickte nach fünf Minuten unfehlbar ein.

Auf dieſen Moment wurde immer aufmerkſam ge-paßt. „Sie nickt! Siehſt du, ſie nickt ſchon!“ Dann erſt trat Beruhigung ein, und ungehindert nahmen die kleinen notwendigen Schulmanöver auf den hinteren Bänken, wohin Kollers bebrillte Augen nicht drangen, ihren Fortgang. Während der Lehrer an der Wand-karte die Gebirge und Flüſſe Spaniens erklärte, wurde ge-leſen, für die nächſte Stunde gelernt, wurden Marken, Ob-laten und Stahlfedern getauſcht, höchſt wichtige Billetts mit Freundſchaftsbeteuerungen geſchrieben und ſoge-nannte Spickzettel angefertigt, kleine Kunſtwerke, die auf dem Raum von Papierſtückchen, die ſich in der

hohlen Hand verbergen ließen, den ganzen Wissensstoff einer Geschichtsrepetition enthielten.

Bei Malchens Aufsicht ging eben alles. Vorsichtiger mußte man schon bei Mademoiselle Brunet oder Miß Hicks, den Hausgouvernanten des Internats sein, die zwar kein Deutsch verstanden und mit großer Gutmütigkeit fünf und auch höhere Zahlen gerade sein ließen, vor deren Augen man aber doch ganz grobe Unbotmäßigkeiten verbergen mußte. Ganz besonders gefürchtet war es aber, wenn einmal die Luise in eigener Person erschien, deren scharfäugiger und scharfhöriger Wachsamkeit nichts entging, und deren schwarze Glasperlenaugen sich scharf und stechend auf jede gefragte Schülerin richteten, um die Antwort, je nach Ausfall, mit einem süßsauren Lächeln oder dem gefürchteten Starrwerden des Blickes zu lohnen, der Übles für die Zukunft weissagte.

Allein Fräulein Luise verschwendete fast nie ihre kostbare Zeit an die vierte Klasse. Sie widmete sich ausschließlich der Überwachung der Backfische und namentlich dem Verkehr derselben mit dem reizenden englischen Lehrer.

Heute nun nahm das Malchen zwar seinen gewohnten Platz ein, setzte die Brille auf, tauchte die Feder tief in die rote Tinte und breitete die Satzübungen der achten Klasse vor sich aus: ‚der hund ist treu. Die Bluhme ist schöhn'. Aber mitnichten

ſchloſſen ſich dann die Augenlider, noch ſtellten ſich die beliebten Nickbewegungen ein. Im Gegenteil, das Malchen hob den Kopf wie ein Streitroß, wenn die Trompete klingt, und ſchnob wie der Geiſterrappe, der Morgenluft wittert. Mit Entſetzen bemerkte die Klaſſe dieſe ungewöhnlichen Anzeichen. Elſe Otto rang die Hände und telegraphierte den andern pantomimiſch unverbrüchliche Schweigpflicht zu, und Friede, die ihren Platz ganz dicht beim Malchen hatte, war nicht in der Lage, Futur und Conditionel des Verbs aller für die kommende franzöſiſche Stunde zu lernen, was ſie ſich doch für die langweilige Geographieſtunde feſt vorgenommen hatte.

Kaum hatte Herr Koller nach einer längeren Vorleſung aus einem mitgebrachten Buch über Induſtrie und Handel in Spanien ſeine Stunde beendigt, als Malchen ſich erhob und ſich heftig ſchnuppernd graden Wegs auf den Platz zubewegte, an dem die Überreſte des Verbrechens verborgen lagen. Schnell waren ſie ans Tageslicht gefördert, und die empörte alte Dame verlangte Nennung der Miſſetäterin: Wer hat das getan? Alles ſchwieg, nur die klatſchige ruſſiſche Penſionärin Maſcha Ballan, die ſich allgemeiner Unbeliebtheit erfreute, hob den Finger: „Frrräulein Amalie, Frrräulein, ich habe es geſehen, Elſe Otto warrs.“

„Du ungeratenes Mädchen, das werde ich ſofort meiner Schweſter ſagen,“ und fort eilte Malchen, im

Herausgehen noch einen Monolog in ſächſiſchem Dialekt haltend, in den ſie leicht fiel, und in dem ſie ihren beſonderen Entrüſtungen Ausdruck gab: „Und den Gribſch in den Babiergorb werfen. Das is unerheert! unerheert!“ Darüber brach allgemeines Gelächter aus, und mitten in dieſer Reſpektloſigkeit erſchien Fräulein Luiſe und verurteilte die ganze Klaſſe wegen dieſes, der tragiſchen Angelegenheit ſo wenig angepaßten Betragens zu einer Stunde Nachſitzen, oder wie man es bei Bertholds nannte, zum Dableiben. Elſe Otto aber mußte mit in Fräulein Luiſes Zimmer kommen, um ihre Miſſetat dort privatim vorgehalten zu bekommen.

Friede erntete in der franzöſiſchen Stunde noch eine zweite, am nächſten Tage abzuſitzende Strafe, weil ſie verſucht hatte, j'allerai, tu alleras als das Futur von aller auszugeben.

Obgleich Fräulein Luiſe die Klaſſe ſchließlich ſchon nach einer halben Stunde Nachſitzen frei ließ, ging Friede doch recht bedrückt nach Hauſe. Sie glaubte, alle Vorübergehenden ſähen ſie an, und meinte, daß jeder ihr den Grund der ſpäten Heimkehr vom Geſicht ableſen könne.

Als ſie das alte Haus mit dem großen Torweg erreicht hatte und unbemerkt hinein zu ſchlüpfen hoffte, ſtand der dicke Herr Müller vor ſeinem Brotladen, ſeine rundliche Frau ſah ihm über die Schulter, und auch Herr Vogel trat lächelnd in ſeine offene Laden-

tür, und beide riefen wie aus einem Munde: „Na kommst du schon nach Hause, die ganze vierte Klasse sollte doch eine Stunde dableiben?“

Wütend stürmte Friede vorbei in den Torweg, durch den der Geruch des Pferdestalls wehte, und rannte auf dem ersten Treppenabsatz gegen den sogenannten jungen Herrn Martin an, der eben vom Mittagessen kam und in den Laden hinunter wollte.

„Na, so eilig,“ meinte er gutmütig, „aber wo kommst du denn schon her, ich dachte, die vierte Klasse müßte eine ganze Stunde dableiben?“ Martha war nämlich mit der geschäftigen Eile des Unheilverkünders im ganzen Haus herumgelaufen und hatte die ihr hochwichtig scheinende Neuigkeit überall angesagt.

Nachdem Friede auch noch das spöttische Beileid von Kramers Hulda durch das nach der Treppe gehende Küchenfenster entgegengenommen hatte, erschien sie laut weinend am Familientisch, wo man schon beim Backpflaumenkompott, dem täglichen Beschluß der Mahlzeit angelangt war. Hier kam Friede besser als gedacht davon, denn Onkel Emil war auf einen Sprung bei Mutter vorgekommen, und als Mariechen die Schale ihrer Vorwürfe über die arme Friede ausschütten wollte, brach er diesen die Spitze ab, indem er sehr zur Entrüstung seiner Schwester einige Jugenderinnerungen auskramte, wie er als kleiner Junge mittags an der Hand der Miß zur Bertholdschen Schule gewandert

sei, um Mariechen abzuholen, und wie es dann gar manches Mal geheißen hätte, Mariechen Schöne muß dableiben.

Friede trocknete lachend ihre Tränen und aß, aber zum Geständnis der morgen nochmals bevorstehenden Affäre bequemte sie sich doch nicht. Denn bis morgen war es noch lange hin, bis dahin konnte noch irgend ein Glücksfall eintreten, der Mond konnte auf die Erde fallen, die Schule abbrennen, oder sie, Friede, konnte krank werden, etwa das Scharlachfieber bekommen, eine sehr angenehme, langdauernde Krankheit, die mindestens vier Wochen Schulversäumnis einzutragen pflegte.

Friede beobachtete den ganzen Nachmittag ihre an und für sich lebhaft geröteten Backen und Hände, ob sich aus diesem Symptom nicht eine Kinderkrankheit ergeben könnte. Sie streifte öfter den Ärmel hoch, aber weiter oberhalb war leider keine hoffnungsvolle Hautrötung zu konstatieren. Friede räusperte sich häufig, schluckte manchmal trocken hinter, aber es wollten sich keine Schlingbeschwerden einstellen. Sich etwa krank zu essen, war unter der strengen Aufsicht, die die Miß sowohl über Friede als über die Eßvorräte führte, gänzlich ausgeschlossen, und da auch der Mond keine Anstalten machte, herabzustürzen und Friede mitsamt der Schule und der ganzen sündigen, zur Vernichtung überreifen Menschheit zu zerschmettern, noch auch irgend

eine Nachricht von einem großen Schadenfeuer in der Walpurgisstraße einlief, so kam der hoffnungslose Abend zögernd und doch zu schnell heran.

Die Mama fand Friede auffallend still, befürchtete eine Krankheit und fühlte Friedes Hände an, die aber ganz normale Temperatur zeigten. Leider, leider konnte Friede kein greifbares Symptom aufweisen, da die von ihr geltend gemachten unkontrollierbaren Kopfschmerzen leider grade deshalb in der Familie nicht als Schulschwenzgrund angesehen wurden.

Und es half Friede nichts; die Zeit schritt unaufhaltsam vorwärts, denn die Stunde hat nicht bloß die angenehme Eigenschaft, durch den längsten Tag zu laufen, nein, sie rollt auch unerbittlich dem gefürchtetsten Augenblick entgegen. So wurde aus dem Abend Nacht, und aus der Nacht wurde der junge Morgen geboren, und als Friede die Augen aufschlug, fiel ihr nach einem kurzen, glücklichen Moment wohliger Erinnerungslosigkeit sofort das Futur von aller und seine verhängnisvollen Folgen mit Zentnerschwere aufs Herz.

Friede stand auf. Sie war hoffnungslos gesund. Selbst der Verzicht auf ihre Frühstücksemmel, sie konnte doch vor Angst nichts hinunterwürgen, konnte nicht genügende Beunruhigung im Familienkreise schaffen, daß das ersehnte Wort: Friede soll doch lieber zu Hause bleiben, gefallen wäre.

Auch die Welt draußen strahlte unzerstört im Mor-

genglanz, und als sie in die Walpurgisstraße einbog, sah sie es gleich — auch das Schulhaus stand unversehrt. Jetzt konnte nur noch ein Wunder helfen! Und doch, konnte nicht Fräulein Beißer, die französische Lehrerin, heut fehlen? So spät kam Friede dieser nahe liegende Gedanke, daß sie diese letzte Hoffnung als direkt vom lieben Gott eingegeben ansah. Sie faltete unter der Schulmappe die Hände: „Lieber Gott, laß Fräulein Beißer heut krank geworden sein, nur ein bißchen, nicht schlimm. Aber doch so, daß sie heut fehlt. Bitte, bitte, lieber Gott, tue es doch, ich will dann auch gewiß immer meine Arbeiten zu Haus machen und nicht mehr in Herrn Kollers Stunde. Amen."

Jetzt fühlte Friede sich gehoben und beruhigt, sie hatte das Gefühl, als wenn ihr Gebet erhört sei, und durch die kleine Einschränkung, daß es der liebe Gott ihretwegen nicht allzuschlimm mit Fräulein Beißer zu machen brauchte, glaubte sie sich und ihn über das Unmoralische, das doch in solcher Zumutung lag, hinweg getäuscht zu haben.

Friedes Glückseligkeit und Gottvertrauen dauerte grade achtzig Sekunden, dann kam Fräulein Beißer frisch und gesund um die Ecke der Christianstraße gewandert. Und es fiel auch kein Ziegel vom Dach auf ihren Kopf, denn in diesem letzten Moment hätte der liebe Gott nur noch durch ein ganz heroisches Mittel eingreifen können. Friede hätte Fräulein Beißer

ohne Wimperzucken preisgegeben, wenn es nun doch einmal Gottes unerschütterlicher Wille gewesen wäre. Aber nichts geschah. Gott blieb stumm und untätig auf ihr heißes Gebet, er, der doch gesagt hatte, rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten. Das war schlecht, das war böse von ihm. Warum erhörte er sie nicht, wenn er sie doch gehört hatte? Oder hörte er sie nicht, weil diese Sache zu unbedeutend für ihn war? Oder konnte er sie nicht hören, weil er gar nicht da war? So gab es vielleicht keinen Gott, wie es kein Christkindchen gab, das in eigener Person die Weihnachtsgeschenke bescherte, und keinen Osterhasen und keinen Storch, der die kleinen Kinder brachte. Das redeten einem die großen Leute ja alles nur vor.

Und nachdem Friede wegen einer halben Stunde Dableibens sich den Tod und der ganzen Welt den Untergang gewünscht hatte, nachdem sie in Gedanken an Fräulein Beißer zur Mörderin geworden, wurden hier auf der Schultreppe noch die schwersten Zweifel an der Existenz Gottes geweckt. Denn obgleich schließlich das sonst so unerbittliche Fräulein Beißer Friede um ein Uhr die Strafe erließ, weil sie selbst Eile hatte, nach Hause zu kommen, um den Geburtstag ihrer Schwester zu feiern, so erregte diese späte Erlösung aus ihren Sorgen kein Gefühl der Erleichterung mehr in Friede. Sie konnte diese Wendung nicht mehr mit Sicherheit Gottes Güte und Weisheit zuschreiben, der

vielleicht einen für Fräulein Beißer schonenderen Ausweg hätte finden wollen. Es war ja möglich, daß es so war, aber das Gefühl der Enttäuschung blieb, daß er in dem Augenblick, als sie ihn aus tiefster Not angerufen, stumm geblieben war, und der einmal geweckte Zweifel hob immer wieder sein Haupt.

Friedes dringender Wunsch nach einer Krankheit wurde erfüllt, als sie am wenigsten Verlangen danach trug. Am Vorabend des Geburtstages der Medizinalrätin, zu dem die ganze Familie zu Tisch geladen war, der noch dazu auf einen Sonntag fiel und zu dem man Baisertorte, Friedes Leidenschaft, zum Dessert bestellt hatte, fühlte sie sehr unerwünschterweise die Kopfschmerzen und Schlingbeschwerden, auf die sie kürzlich so sehnlich gehofft. Doktor Kramer wurde gerufen; er trat an Friedes Bett und sprach zunächst die Vermutung aus: ‚sie wird's wohl im Halse haben'. Hierauf fühlte er den Puls mit Umständlichkeit, laut zählend, und mit eins eins eins anfangend, bis der Sekundenzeiger eine volle Zahl berührte. Dann besichtigte er mit Aufmerksamkeit Friedes Zunge, ließ sich einen Teelöffel bringen, mittels dessen er Friedes Hals inspizierte, während sie ein halbes Dutzend A's sagen mußte, und teilte dann seiner Schwägerin, die mit zitterndem Herzen, angstvoll geöffneten Augen und heroisch gefaßter Miene dabei gestanden hatte, das Resultat mit: ‚eine einfache Halsentzündung. Gurgeln und

einen Prießnitzumschlag'. Und dann sollte man Friedes Bett lieber in den Alkoven stellen, damit sie nicht hier hinten so allein und verlassen wäre.

Diese freundliche Fürsorge war recht charakteristisch für Doktor Kramer und eine der Hauptursachen seiner großen Beliebtheit. Er hatte durch einen besonderen Glücksfall bald nach seiner Verheiratung mit Emma Schöne durch den Tod seines als Arzt und Mensch gleich bedeutenden Schwiegervaters dessen große und vornehme Praxis geerbt und hatte es verstanden, sie sich durch seine vielen guten Eigenschaften zu erhalten. Er nahm großes persönliches Interesse an seinen Patienten, war unermüdlich in ihrem Dienst, dachte am Krankenbett an alles, was dem Kranken und seiner Umgebung dienlich und angenehm sein könnte, konsultierte in allen etwas komplizierteren Fällen mit den ersten Kapazitäten des In- und Auslands, hatte stets gute Pflegerinnen an der Hand und wußte, wo man die stärkendsten und teuersten Weine herbezog, denn er kannte alle Finessen einer richtig angewandten Diät. Es kam ihm zustatten, daß seine Kundschaft sich in Kreisen bewegte, die sich etwas leisten konnten. So wurden in Notfällen Austern aus Hamburg, Treibhaustrauben aus England und Erdbeeren aus Frankreich telegraphisch beordert.

Im Sommer schlug Kramer die besten Bäder und Sommerfrischen vor und schickte keine elegante, blutarme

Dresdener Modedame, um Stahl zu baden, etwa nach Auguſtusbad oder Radeberg, weil das ſo hübſch in der Nähe liegt, ſondern er ſchlug Franzensbad oder Taraſp vor und wußte auch anzugeben, wo man dort am beſten logierte und dinierte. Außerdem lieh er allen vertraulichen Mitteilungen ein williges aber diskretes Ohr, und alle fremden Familiengeheimniſſe ruhten ſicher in ſeines Buſens Tiefe. Neigte irgendwo ein Fall dem unvermeidlichen, hoffnungsloſen Ausgang zu, ſo wußte er dem Kranken tauſend Erleichterungen und ein möglichſt ſchmerzfreies Ende zu verſchaffen und ſtand der Familie mit liebreichem Troſt freundſchaftlich zur Seite. Dies alles genügte, um ſeine ihn ſchwärmeriſch verehrenden Patienten und namentlich die Patientinnen über die Tatſache hinwegzutäuſchen, daß Kramer als Arzt eigentlich nur minderwertig war.

Die Diagnoſe war ſeine ſchwache Seite, und im Auskultieren war er kein Held. Das Repertoir der Krankheiten, auf deren Vorkommen er gefaßt war, war ein ſehr kleines. Bei Kindern zwiſchen zwei und vierzehn vermutete er zum Beiſpiel ſtets, daß ſie es ‚im Halſe‘ hätten, oder er behandelte auf irgend eine Kinderkrankheit, die wohl noch herauskommen würde.

‚Gott mildert den Wind nach dem geſchorenen Lamm,‘ ſagt ein engliſches Sprichwort; die Kinder, die Doktor Kramer in die Hände bekam, hatten es wirklich meiſt im Halſe, oder ſie bekamen eine Kinderkrankheit,

oder es kam nichts heraus, dann hatten sie eben etwas anderes gehabt, das unentdeckt ohne ärztliche Hilfe zur Genesung gelangt war und wofür Kramer dann das Lob erntete. Bei Erwachsenen war die Zahl der Krankheiten, auf die er behandelte, zwar etwas größer, aber immerhin nicht sehr belangreich. Wollte der Verlauf absolut nicht mehr zu seiner Diagnose stimmen, so wurde eben eine Konsultation abgehalten, und sobald die Krankheit einmal richtig etikettiert und rubriziert war, traten Kramers Vorzüge wieder in ihre Rechte. Nur glaubte er bei seltneren Krankheitsbildern im nächsten Dutzend Fälle, die ihm in die Hände kamen, immer wieder die Symptome desselben ungewöhnlichen Leidens zu erblicken, und es dauerte immer einige Zeit, bis er in Frieden zu seinen altbeliebten Diagnosen von Rheuma, Bronchialkatarrh und gastrischen Erscheinungen zurückkehrte. —

Großmutters Geburtstag! Früh waren die ganze Familie und viele Freunde zum Gratulieren gekommen, auch die wendische Maari, Emils alte Amme, war mit einem Körbchen Eier, wie alljährlich zu diesem Tag, erschienen, umarmte ihren Jungen, dem sie kaum bis zur Brust reichte, labte sich an einem Gläschen Tokaier und einem Stück Geburtstagkuchen und half dann mit in der Küche. Um zwei fanden sich die Kinder zum Essen ein. Es war ein einfaches Familienessen: Bouillonsuppe, das Suppenfleisch mit Gemüse, von dem

die Miß den Kindern zu ihrem Leidwesen recht reichlich auflegte, damit sie beim Geflügelgang schon möglichst gesättigt wären, dann Poularden mit Salat und Kompott und die allgemein beliebte Baisertorte.

Obenan saß das Geburtstagskind in schön getollter Haube mit lila Bändern. Ihr frisch gefärbtes, freundliches Matronengesicht erinnerte an einen Borsdorfer Apfel, der durch langes Liegen zwar etwas schrumplig geworden ist, aber weder seine roten Bäckchen noch seinen Wohlgeschmack verloren hat. Der zahnlose Unterkiefer trat ein wenig vor, Friede wurde durch ihn immer an eine halbe Mundsemmel erinnert, und Großmamas Gesicht erhielt dadurch für sie etwas Sonntägliches.

Ganz verschieden von der Medizinalrätin war ihre jüngere Schwester Adele, die verwitwete Kommerzienrätin Berger. Sie war eine vornehme, trotz ihrer zweiundsechzig Jahre noch immer schöne Erscheinung, im blaßgrauen Popelinkleid mit kostbaren Spitzenblonden im dunklen Haar, das mit Kämmchen in Löckchen zu beiden Seiten des zartgefärbten Greisinnenantlitzes geordnet war. Tante Adelens lang bewimperte blaue Augen waren noch immer liebreizend, und ihre tadellosen Zähne, das Meisterwerk des Herrn Kleinhampel, leuchteten wie Elfenbein. Tante Adele war sehr reich und kinderlos und nahm natürlich in der Familie eine Ehrenstelle ein. Man buhlte offen oder versteckt um ihre Gunst, stimmte allen ihren An-

sichten zu, lachte herzlich, sobald sie einen Scherz zu machen versuchte, und schmeichelte ihr in Gemeinschaft und einzeln nach Kräften. Denn nicht nur im Familienkreise huldigte man ihr, jeder einzelne versuchte auf diese oder jene Art bei Tante Adele einen Stein im Brett zu gewinnen, und vor allen Dingen eins seiner Kinder soweit in den Vordergrund zu schieben, daß es speziell Tante Adelens Liebe gewinnen möchte. Daß statt der Liebe eigentlich ein Extralegat gemeint war, darüber gab man sich indessen selbst im stillsten Kämmerlein keine Rechenschaft. Tante Adele aber nahm alle Huldigungen wie eine Königin entgegen, sprach und tat stets, was sie wollte, und nahm nie die geringste Rücksicht auf irgend einen Menschen außer auf ihre Schwester Beate, die auch ihrerseits den Tanz ums goldne Kalb nicht mitmachte und Adele manchmal ihre Meinung sagte.

Auch Doktor Kramers mit ihren Kindern waren da, sowie Albert und Clementine und der jungvermählte Emil mit seiner jungen, hübschen Frau Annchen. Außerdem war auch Friedrich, jetzt geheimer Schulrat, zur Feier des Geburtstags auf einige Tage aus Berlin gekommen und hatte seine reizende kleine Tochter Klärchen mitgebracht, damit Mutter sie einmal sehen sollte. Sie hatte eigentlich dort wohnen sollen, da man aber nicht wußte, ob hinter Friedes Krankheit nicht doch vielleicht irgend etwas steckte, war die kleine Erbin bei

Kramers untergebracht worden. Der Geheimrat logierte abwechselnd bei einer seiner vielen Schwiegermütter, die wunderbarerweise noch alle drei am Leben waren, und mit denen er die besten Beziehungen unterhielt. Er unterschied sie im Gespräch Dritten gegenüber durch den Zusatz des Familiennamens, während er seine verstorbenen Ehefrauen numerierte, meine erste selige Frau, meine zweite selige Frau, worüber Karl und Martha Kramer trotz der bedrohlichen Nähe der Miß mehrmals ‚herausplatzten', wie sie es nannten. Auch machte Karl durch Fußstöße Martha auf die erstaunliche Zahl von Trauringen aufmerksam, mit denen Onkel Friedrichs Finger geschmückt waren. Martha war zehn Jahre alt und durfte deshalb in diesem Jahr an den Familiensessen auch außerhalb der Weihnachtszeit teilnehmen, wie ihre Brüder, der dreizehnjährige Karl und der neunzehnjährige Ernst, der in einem Bankgeschäft das letzte Jahr seiner Lehrzeit absolvierte, während das dreijährige Paulchen unten bei Mademoiselle bleiben mußte.

Die Unterhaltung war ziemlich lebhaft. Neben Tante Adele saß Doktor Kramer, dann folgte Mariechen, Albert und Emma. Auf der anderen Seite neben seiner Mutter saß Friedrich, dann kam Clementine, Emil und Annchen, die unzertrennlich waren und sich fortwährend schnäbelten; neben Annchen Ernst Schöne in stummer Eifersucht, denn er war ein wenig in seine

ſchöne Tante verliebt. Unten am Tiſch ſaß die Miß, umgeben von Karl, Martha und Klärchen, und dazwiſchen, von Mariechen völlig matt geſetzt, das hübſche Fräulein Suſi, die mit ihren ſchwarzen Kirſchenaugen auf dieſem Platze keinem Manne gefährlich werden konnte. Friedrich hatte ſich eben an ſeine Nachbarin mit der wohlwollenden Frage gewandt: „Was macht dein Töchterchen, die kleine Carmen, liebe Clementine?“ worauf Emma Kramer auf ihre derbe Art über den Tiſch herüber rief: „Doch wohl auch nichts anderes, als was kleine Kinder immer in die Windeln machen,“ was an der Kinderecke ſtürmiſche Heiterkeit, bei den andern Anweſenden halb amüſiertes halb mißbilligendes Kopfſchütteln erregte. Emma Kramer ſah in ihrer Kleidung ausſchließlich auf Bequemlichkeit. Obgleich ſehr hübſch, war ſie von unförmiger Figur, weil ſie nie ein Korſett getragen hatte. Ihre Kleider waren ohne Volant und Ausputz nach der Mode von vor zwanzig Jahren gearbeitet, glatter, weiter Rock und ſchlichte Taille, ſo bequem, daß Emma ſie ohne ſie aufzuknöpfen beinah über den Kopf hätte ziehen können. Sie verachtete Rüſchen und ähnliche Kinkerlitzchen, trug der Mode entgegen den Hals ganz frei, mit einem eingehefteten Spitzenkrägelchen, das mit einer großen Moſaikbroſche geſchloſſen war. Ihre Uhr trug ſie mit dem Zifferblatt nach oben mit einer mächtigen Sicherheitsnadel vorne auf dem Magen angeſteckt, damit ſie

keine Umstände hätte, wenn sie oder andere wissen wollten, was es an der Zeit sei.

Clementine dagegen kleidete und frisierte sich mit ausgesuchter Eleganz und entwickelte dabei einen persönlichen Geschmack, auch war sie künstlerisch hoch begabt, nahm noch als Frau Mal- und Musikstunden und schwärmte für das Theater, lauter Eigenschaften, die bei den Geschwistern Schöne, bei deren Geburt sich sowohl die Grazien als auch die Musen der schönen Künste ostentativ ferngehalten hatten, für Zeichen einer geistigen Erkrankung angesehen wurden. Sogar ihr Schwager Kramer, den sie nicht als Hausarzt gewollt hatte, erklärte sie für ein überspanntes Frauenzimmer. Und das war sie ja auch in gewisser Beziehung, wenn es auch in anderer Umgebung nicht so aufgefallen wäre, als hier, wo die Nüchternheit der Familie ihr als Folie diente.

Albert und Clementine lebten in stetem Widerspruch miteinander, aber nicht eigentlich wie Hund und Katze, sondern wie Fisch und Vogel — ihr Lebenselement war ein anderes. Selbst die wenigstens von Albert heißersehnte Geburt eines Kindes nach zehnjähriger Ehe hatte ihre Seelen nicht zusammengeführt. Ein Hauptgrund der steten Zwistigkeiten war übrigens prosaisch genug. Clementine hatte keine Ahnung von dem Wert des Geldes, und Alberts Mittel waren beschränkt. Sie hielt ihn für geizig, er sie für eine gewissenlose Verschwenderin.

Emil und Annchen lebten dagegen in der süßen Harmonie eines Turteltaubenpärchens. Emil war als der Jüngste der Liebling der Medizinalrätin und wurde noch heut von seinen Geschwistern in gutmütigem Spott mit dem alten Kosenamen Herzpüppchen genannt, mit dem seine Mutter einst den kleinen Nachkömmling gerufen hatte.

Herzpüppchen war Chemiker und hatte sich durch Fabrikation eines der modernen, neu aufgetauchten Desinfektionsmittel in jungen Jahren schon ein großes Vermögen erworben. Er hatte aber auch sein Leben vergnügt genossen, bis er auf einer Geschäftsreise in Süddeutschland die Krone desselben gefunden und heimgeführt hatte.

Annchen, eine reizende Person, deren ‚nit' und ‚gelt' allgemein bewundert wurden, hatte in der Lotterie des Lebens einen zärtlichen Gatten, eine elegante Wohnung, einen Salon mit Boulemöbeln und ein seegrünes Boudoir gezogen. Dazu einen Diener in blauer Livree, der Robert hieß, und den sie mit entzückend schmelzender Stimme Robähr nannte, sowie einen großen Neufundländer mit Namen Leo, der der jungen Frau sehr gut kleidete, wenn sie mit ihm ausging, und den sie zärtlich: mein Leotier ansprach.

Die Unterhaltung ging hin und her, man erzählte Friedrich die Stadtneuigkeiten, und er berichtete von Berlin, von seiner Frau, seinen Söhnen und ihren Aussichten im Leben.

Friede hörte im Alkoven das Geschwirr der Stimmen durch die Tür. Ihr Kopf war schwer; das Kranksein hatte heut gar keinen Reiz. Onkel Kramer hatte ein Wassersüppchen und Apfelkompott vorgeschlagen, doch hatte die Miß Mariechen überzeugt, daß dieses Menü nur zur Auswahl so reichlich zusammengestellt worden sei und hatte die Wassersuppe gewählt.

Man bereitete diese, indem man Semmel in Scheiben in einen Teller schnitt und, unter Zutat eines Atoms, Mariechen sagte sogar eines Atomchens, Butter, reichlich kochendes Wasser darauf goß, was nach der Familientradition ganz ausgezeichnet schmeckte. Friede teilte diese Ansicht nicht, verschanzte sich hinter Appetitlosigkeit und dachte mit bitterm Leid an die Baisertorte. Ihr Hals tat noch recht weh, und der Kopf fühlte sich dumpf und eingenommen.

Wenn nur nicht das Tellergeklapper und das laute Sprechen im Nebenzimmer gewesen wäre. Es war wirklich kaum zum Aushalten.

Jetzt hörte sie Tante Emmas laute Stimme und Onkel Alberts Krähen, jetzt sprachen sie alle zusammen und so laut — so laut! Warum sprachen sie doch nur so laut? Sie schrieen ja förmlich. Gewiß gab es einen Streit.

Friede sah sie jetzt ganz deutlich trotz der geschlossenen Tür, wie sie bei Tisch saßen und alle zornig gegeneinanderschrieen, und jetzt gingen sie wohl gar zu

Tätlichkeiten über? Onkel Friedrich warf plötzlich ein Sandkorn nach Tante Emma. Ein kleines Sandkorn, aber es mußte furchtbar schwer sein. Onkel Friedrich hob es mit Anstrengung. Und doch teilte es die Luft nur langsam und schwebte auf die ängstlich abwehrende Tante Emma zu wie eine zentnerschwere Flaumfeder. Aber auch Tante Emma hatte ein Sandkorn zum Werfen bereit, und bald schwebten die anscheinend so harmlosen und doch so furchtbaren Geschosse von allen Seiten über den Tisch.

Friede war wie gelähmt vor Angst, sie konnte kein Glied rühren und dachte nur zitternd: wie gut, daß die Tür zu ist, sonst könnten sie auch mich treffen.

Aber kaum hatte sie dies gedacht, flog die Tapetentür zwischen Saal und Alkoven geräuschlos auf, und wie durch magnetische Kraft angezogen, wälzten sich sämtliche Sandkörner auf Friedes Bett zu. Sandkörner? Felsblöcke waren es! Friede versuchte, um Hilfe zu schreien, aber kein Ton kam aus ihrer Kehle. Nun fiel der erste Felsblock in ihr Bett, grade auf ihre Brust, nur mit äußerster Anstrengung konnte sie dieselbe noch beim Atmen heben. Nun noch ein zweiter. Ach, nun gab es kaum noch Luft, aber alle, alle türmten sich auf Friede, der Berg auf ihr reichte schon bis zur Decke.

Und immer mehr Sandkörner warfen sie drinnen mit lautem Schelten, auch Mama und Großmama und Onkel Kramer und die gute Tante Annchen, immer

mehr Sandkörner, die hereinrollend wuchsen und wuchsen und sich zum Felsen türmten, der Friede begrub.

Ach, wenn sie doch nur schreien könnte, daß sie aufhören sollten. In Todesangst versuchte sie es noch einmal, strengte alle Kräfte an. Ein häßlicher, rauher Ton rang sich schließlich heraus, und damit war alles vorbei. Die Tapetentür stand nicht mehr offen. Gott sei Dank, der Berg war weg, der Druck war weg. Kein Streit hatte stattgefunden, nur vereinzelte Stimmen in friedlicher Unterhaltung hörte man zwischen dem Geklapper der Teller. Und Friede atmete erleichtert auf, drehte sich auf die Seite und sank in Schlaf.

☆ ☆ ☆

Man war nach dem Landhaus übergesiedelt. In einem großen, etwas verwilderten Garten besaß die Medizinalrätin zwei Schweizerhäuschen. In dem einen wohnte sie unten, während Emil und Annchen das erste, kleinere Stockwerk mit ihrem Leo und dem Diener Robähr bewohnten. Im andern Häuschen wohnten Doktor Kramers im Parterre, und oben Albert und Clementine mit der kleinen Carmen. Jeder führte eigene Wirtschaft, aber in betreff der Wohnung waren alle Kinder Gäste der Mutter.

Die fortschreitende Kultur fing auch schon an aufs Land hinaus zu greifen. Die frühere Omnibusver-

bindung, zweistündlich ein Klapperkasten, der in seinem Innern acht Personen mit Anstrengung aufnehmen konnte, war seit zwei Jahren eingegangen. Karl, Friede und Martha fuhren jeden Morgen mit der Pferdebahn zur Stadt. Sie ging alle halben Stunden, bot für dreißig Personen Innen- und Außenplätze und wurde von Maultieren gezogen. Die Maultiere hatte der Direktor der Gesellschaft aus Spanien kommen lassen und glaubte damit eine epochemachende Neuerung eingeführt zu haben. Die Maultiereinrichtung erregte allerdings überall Aufsehen, aber nirgends bewunderndes, denn die Tiere waren dumm und eigensinnig und blieben oft mitten auf der Strecke stehen, ohne sich weiter rühren zu wollen. Anfangs stand man diesen Maultiereigenschaften, gegen die die Peitsche ganz machtlos war, hilflos gegenüber, bis man gleichfalls aus Spanien das Mittel importierte, aus dem nächsten Gehöft einen Eimer kaltes Wasser zu holen und es ihnen über den Kopf zu gießen.

Für die Kinder war dies immer ein Hochgenuß, und da es mit ziemlichem Zeitaufwand verknüpft war, bot es außerdem erwünschte Gelegenheit, zu spät in die Schule zu kommen. Mitunter erhielten sogar die armen Maultiere die Schuld aufgepackt, die sie gar nicht trugen, wenn Friede oder Martha zu lange geschlafen hatten und atemlos die Straße entlang jagend die Pferdebahn oben an der Ecke vor der Nase vorbeifahren sahen.

Nachmittags gingen sie mit Mademoiselle Dutel und Paulchen und manchmal auch Karl in den neuerdings sogenannten Waldpark, ein dürftiges, sandiges Kiefernwäldchen, welches man versuchte, durch Promenadenwege und junge Laubholzanpflanzungen mit der Zeit seines neuen Namens würdig zu machen. Seit der Ort sein Gehölz Waldpark getauft hatte, nannte er sich Luftkurort, legte eine Menge neuer Straßen an, die vorläufig noch einsam und hauslos durch den Sand krochen, und benannte sie aus dem reichen Material der Zeit freigebig mit Feldherrn- und Schlachtennamen.

Mademoiselle Dutel setzte sich mit ihrem Buch oder ihrer Arbeit auf eine bestimmte Bank, die einzig schattige, da sie unter einer am Waldrand versehentlich stehengebliebenen alten Kiefer stand, die wie ein alter Feldwebel die übrigen Kiefern von dort aus beobachtete, die wie exerzierende Streichhölzer mit kleinen grünen Federbüschen an der Spitze aussahen. Die Kinder lagen im Sand und vergnügten sich mit allerlei phantastischen Spielen.

An einem der ersten Nachmittage in diesem Sommer, als sie auszogen, um ihre Bank in Besitz zu nehmen, fanden sie diese zu ihrem Verdruß bereits besetzt von einer jungen Dame mit einem kleinen zirka siebenjährigen Knaben. Mademoiselle nahte wie eine beleidigte Fürstin, der man den Thron zu rauben droht, und ließ sich mit hochmütigem Pardon auf den freien

Rest der Bank nieder, wie gewöhnlich einen Schauer von Ermahnungen in französischer Sprache auf die Kinder ausschüttend. Doch nun stellte sich heraus, daß der Himmel es statt bös gut mit ihr gemeint hatte, denn die junge Dame war eine Landsmännin aus der französischen Schweiz und Mademoiselle bei dem kleinen Grafen Stanislaus, genannt Stache, Wanitzki, dem ungezogensten und verzogensten Bengel der Welt, wie sie bereits bei der Vorstellung bemerkte.

Im Verlauf der nächsten fünfzehn Minuten teilte sie Mademoiselle alles weitere Wissenswerte über die Familie mit. Die Gräfin Wanitzka sei eine geborene Freiin von Bock und brächte in diesem wie in jedem Jahre mit ihrem einzigen Kinde den Sommer bei ihren Eltern zu. Stache hätte aber noch kein einziges Wort Deutsch gelernt und weigere sich hartnäckig, auch nur den kleinsten Versuch zu machen. Er sei so obstinat wie ein Maulesel, (dieser Vergleich schwebte jetzt überall in der Luft) und der alte Herr Baron sei schon sehr böse, da er selbst mit der französischen Sprache auf gespanntem Fuße lebe und beide alte Herrschaften kein Wort Polnisch verstünden. Stache aber würde von seinen Eltern namenlos verzogen und setze stets seinen Willen durch. Worauf Mademoiselle Dutel die neue Freundin von allem Wissenswerten, ihre Herrschaft betreffend, in Kenntnis setzte, wobei namentlich Friede und Mariechen Wend recht schlecht

wegkamen. Letztere wäre gewiß sehr erstaunt gewesen, wenn sie die überraschende Vor-, Dauer- und Nachgeschichte ihrer Ehe, wie sie Mademoiselle zu wissen glaubte, gehört hätte.

Doch sie ahnte nichts davon, Mariechen war darin eine glückliche Natur, sie glaubte alles, was sie gern glauben wollte. Sie gab sich, anfangs nur auf Reisen und Fremden gegenüber, als Witwe aus, weil man geschiedene Frauen in der Familie eben ‚nicht hatte', und glaubte mit der Unbefangenheit des Vogels Strauß, daß sie jetzt von jedermann für eine Witwe gehalten würde, einschließlich der Dienstboten im Hause und aller Bekannten und sogar des Doktor Salzer, der ihre Ehescheidungsklage einst mit Liebe geführt hatte.

Während die beiden Landsmänninnen mit diesem interessanten Austausch beschäftigt waren, hatten die Kinder leicht Bekanntschaft gemacht, wobei der junge Graf, der als einzelner vieren gegenüber leicht im Nachteil gewesen wäre, durch den Besitz eines großen, prächtigen Blockwagens ein vorteilhaftes Relief erhielt. Karl ordnete sogleich ein neues Spiel an, bei dem zwar nicht der kleine Stache, aber doch sein Wagen den Mittelpunkt bildete. Der Wagen sollte mit Moos schwer beladen, Paulchen oben darauf gesetzt werden und die anderen vier gleichmäßig den Rang von Pferden erhalten. Paulchen, der sich in Mademoiselles Abwesenheit noch gern der deutschen Sprache bediente,

rief händeklatschend über die ihm zugefallene Rolle: „Und ich bin dann der Mooskutscher!“ Dieses Wort schlug wie ein Blitz bei dem kleinen Polen ein: „Mooskutscheer? Mooskutscheer? Qu'est-ce que c'est que ça? Mooskutscheer? Un cocher qui conduit de la mousse? Mais c'est charmant, charmant! Mooskutscheer! Mais c'est fort amusant, l'allemand! Mademoiselle, ecoutez, Mademoiselle! je parle allemand: Mooskutscheer!“ Stache konnte kaum die Heimkehr erwarten, um vor den Großeltern mit seinen neuen Kenntnissen zu prahlen. Und die entzückte Familie befahl denn auch sogleich Mademoiselle, den kleinen Grafen täglich dem segensreichen Einfluß der Bürgerskinder auszusetzen.

So spielten sie denn einen ganzen Sommer lang schied- und friedlich zusammen. Staches mit der Zeit immer deutlicher hervortretende minder angenehme Eigenschaften wurden durch den Besitz vieler schöner Spielsachen immer wieder ausgeglichen. Mit Karl und Paulchen stand er sich meist recht schlecht, aber Friede und Martha bewunderten ihn sogar heimlich, obgleich er doch einige Jahre jünger war als sie. Dafür gebot er über größere Weltkenntnis, schilderte ihnen, in einer Sandkule liegend, stundenlang die Schmucksachen und Toiletten seiner Mutter und Tanten und entrollte seine Zukunftspläne, denen zufolge er dereinst eine Dame aus dem Zirkus als seine Gemahlin heimzuführen gedachte und zwar eine von denen, die durch

die Reifen sprängen. Friede und Martha, die noch nie im Zirkus waren, lauschten mit offenem Munde.

☆ ☆ ☆

Tante Adele kam jeden Nachmittag in ihrem schönen Wagen mit dem hübschen Fräulein Susi angefahren, um ihre liebe Beate zu besuchen. Sie brachte ihr häufig einen Korb voll auserlesen schönen Obstes aus ihrem herrlichen, gut gepflegten Stadtgarten mit, denn der Obstertrag des Landhauses war qualitativ und quantitativ gering; ersteres aus Mangel an fachgemäßer Pflege, während letzteres sich wohl auf die Tätigkeit der Kinder zurückführen ließ, die trotz strengster Aufsicht der Miß unter Karls Anführung heimliche abendliche Raubzüge voll süßschauerlicher Romantik veranstalteten, bei denen Unmassen grünen und unreifen Obstes erbeutet und vertilgt wurden.

Einmal standen die vier auf der Mauer der kleinen Terrasse am Ende des Gartens, als Tante Adelens Wagen herankam. Karl gab sogleich die Parole aus: „Wir wollen mal Tante Adelens Schimmel scheu machen. Ich zähle eins, zwei, drei, nnd dann schreien wir mit aller Kraft plötzlich Hurra. Und man kann uns nichts anhaben," fügte Karl hinzu, der ein besonders ungezogener und dabei gerissener Knabe war, „denn wir wollen doch nur Tante Adele ehren und haben an nichts anders gedacht."

Und so geschah es. Die vier Rangen schrieen Hurra, Hurra und wehten mit ihren zweifelhaften Taschentüchern, soweit sie, unvorbereitet wie sie waren, solche bei sich hatten. Aber der Erfolg war ein ganz anderer als gedacht. Die würdigen Schimmel ignorierten die ihnen zugedachte Ovation vollständig, Tante Adele aber nahm sie erfreut als spontanen Ausdruck loyaler Ehrerbietung für sich entgegen und winkte den Kindern gnädig mit der Hand. Denn obgleich sie nie jemand aus wirklich gutem Herzen eine Freude machte, sondern ihre Gaben nur aus Konvention oder Laune austeilte, so hatte sie doch den Ehrgeiz, geliebt zu werden.

Die Kinder brausten nach dem mißlungenen und doch so glücklich ausgefallenen Attentat wie die wilde Jagd durch Gebüsch und Gestrüpp und über Rasenflächen auf dem kürzesten Weg zum Gartentor. Denn auf dem Rücksitz des Wagens hatte ein Körbchen mit herrlichen, flaumigen Pfirsichen gestanden, und Tante Adele hatte ihnen gewinkt. Sie reichte tatsächlich mit gnädigem Lächeln jedem der knixenden und dienernden Kinder eine Frucht zum Lohn für den hübschen Empfang und stieg dann, von der Miß und Fräulein Susi geführt, die Verandatreppe empor. Die Kinder aber zerstreuten sich im Garten und bissen vergnügt in die nach ihrer Ansicht wohlverdienten Früchte, denn sie waren jetzt völlig überzeugt, daß sie tatsächlich nichts anderes

beabsichtigt hatten, als Tante Adele nach Gebühr zu feiern.

Andern Tags standen sie schon eine Stunde, ehe die Tante eintraf, auf der Gartenmauer, winkten mit extra angefertigten Fähnchen und schrieen bis zur Erschöpfung Hurra. Aber Tante Adele hatte kein Obst mit, und die Veranstaltung hatte den Reiz der Neuheit für sie eingebüßt. Sie begnügte sich daher den nach vollbrachter Tat eiligst zur Gartenpforte gestürzten Kindern freundlich zuzunicken. Bei dieser Gelegenheit fiel der Blick der Tante auf Paulchens hübschen Lockenkopf, und da sie eine Vorliebe für hübsche Menschen und Kinder besaß, der sie stets ungenierteſten Ausdruck gab, hieß sie Paulchen näher treten, lobte seine äußeren Vorzüge sowohl einzeln als im allgemeinen und schenkte im schließlich einen Taler, wobei sie ihm in unbefangenster Weise den Grund mitteilte: weil er so schön sei.

Nach dieser pädagogisch rühmenswerten Handlung fuhr sie wieder davon, denn mitunter sprach sie nur vor, um sich nach dem Befinden zu erkundigen, oder um die Medizinalrätin oder Mariechen oder Emma zu einer Spazierfahrt abzuholen.

Paulchen war glücklich, aber sein Glück währte nur kurze Zeit. Erstens nahm seine Mutter den Taler und tat ihn in seine Sparbüchse, wo er auch nicht mehr den kleinsten Genuß davon hatte, denn der In-

halt der Sparbüchse kam jedes Jahr auf die Sparkasse, wo er drei Prozent Zinsen brachte, und von wo das vierjährige Paulchen hoffen durfte, ihn bei seiner Mündigkeit erheben zu können. Dann erhielten die Kinder von Emma Kramer Befehl, Paulchen jedesmal in unauffälliger Weise bei Tante Adelens Ankunft in ihren Gesichtskreis zu bringen, um das erfahrungsgemäß schnell wechselnde Wohlwollen der Tante doch wenigstens nach Möglichkeit fruchtbringend zu gestalten. Was Anfangs ein Vergnügen war, wurde nun schnell ein äußerst lästiger Zwang. Auch spendete nun Tante Adele den andern drei Kindern kein Obst mehr, nur Paulchen erhielt täglich einen Kuß, der ihm sehr unangenehm war, und ein Geldgeschenk, das allerdings nun auf fünfzig Pfennige herabgesetzt war, immer aber unter der ausdrücklichen Begründung, weil er so schön sei. Die fünfzig Pfennige mußte er abliefern, aber den Kuß der Tante durfte er behalten, ebenso wie die Prügel und Püffe, die ihm die neidischen Geschwister und die Cousine an vielen verborgenen und heimlichen Orten verabreichten, mit der höhnischen Motivierung: weil er so schön sei.

So war das arme Paulchen recht unglücklich; Karl, Martha und Friede gingen mit Gift im Herzen herum, Mariechen Wend war tief verstimmt über Friedes mangelnde Reize, und nur Emma Kramer war vergnügt, denn sie baute Luftschlösser auf Tante Adelens

schon acht Tage anhaltende Zuneigung und sah ihren Jungen schon als Universalerben.

Doch das Ende kam schneller als gedacht. Eines Nachmittags, Paulchen hatte im ganzen erst acht Mark fünfzig mit seiner Schönheit verdient, befahl Tante Adele ihn zur Begleitung auf der Spazierfahrt. Man putzte ihn schnell heraus und schärfte ihm aufs strengste die größte Artigkeit ein. Er dürfe weder mit den Füßen zappeln, noch Tante Adele mit Geschwätz und Fragen belästigen, sondern nur bescheiden antworten, wenn er gefragt würde, sonst solle ihm alles mögliche widerfahren.

Paulchen hatte große Angst und benahm sich musterhaft. Obgleich sonst ein geweckter Kind und ein reizender kleiner Schwätzer, beschränkte er sich auf geflüstertes Ja und Nein und hielt die Händchen krampfhaft verschränkt.

Nach einer halben Stunde fuhr Tante Adelens Wagen wieder vor, und sie übergab den Kleinen der herbeigeeilten Emma mit den freundlichen Worten: „Hier hast du deinen Jungen wieder, er ist eben so dumm als schön.“ Damit war Paulchens Karriere als Günstling und angehender Universalerbe der Tante endgültig erledigt. Sie sah ihn überhaupt nicht mehr.

☆ ☆ ☆

Die warme Spätsommersonne schien auf die gutgepflegten Gartenwege. Albert und Mariechen spazierten Arm in Arm zusammen und hatten sich unendlich viel zu erzählen. In der Familie Schöne hatte man immer Geheimnisse auszutauschen, zu pischpern nannte es Emma, und wenn immer die Familie versammelt war, zogen sich zwei plötzlich und unauffällig in eine Ecke oder in ein Nebenzimmer zurück und pflogen eine angelegentliche Unterhaltung, die bei den andern offenen Spott und geheime, maßlose Neugier erregte. Man machte aus allem ein Geheimnis, aus einer projektierten Reise, einer Einladung, einer beginnenden Krankheit, einem erhaltenen Besuch. Über alles wurde in geheimen Sitzungen zu zwei und zwei gepischpert, und am stoffreichsten waren immer Albert und Mariechen. Auch jetzt pilgerten sie zusammen auf und nieder und besprachen ungeheure Wichtigkeiten.

„Kramer ist gestern abend plötzlich abgereist, hast du eine Ahnung wohin? Handelt es sich um eine auswärtige Konsultation," fragte Mariechen in großer Aufregung.

„Ich vermute, ich vermute," sprach Albert mit diplomatischer Verschlossenheit, als ob er sehr viel wüßte, aber nichts ausplaudern dürfte.

„Ach, Albert, komm, sprich dich aus, sei nicht so hinterhaltig," quälte Mariechen mit brennenden Qualen der Neugier, „du weißt etwas?"

Albert mußte nun doch seine völlige Unwissenheit eingestehen: „Ich weiß nichts, Mariechen, aber ich kombiniere. Gestern nachmittag kam ein Telegramm, Kramer fuhr sofort ab, heut abend wird er schon zurück erwartet, denn es gibt warmes Abendbrot. Emma hat Kalbskoteletts holen lassen, unsere Luise hat ihre Hulda damit auf der Treppe getroffen; sie hat ihr, hi, hi, hi, mit Gewalt in den Korb geguckt, denn die Hulda ist schon gerade so geheimnisvoll wie ihre Herrschaft: ‚'s geht Sie gor nischt an, Se werden's heit abend schonn riechen, was mer ham, sperren se nur zur rechten Zeit de Nase uff,' sagte die freche Person. Na, unsere Luise läßt sich so was nicht bieten. Was ich sagen wollte, Kramer kann doch nicht weit sein? Vielleicht nach Erbersbach? Bei der alten Fürstin Mutter soll's ja aufs Letzte gehen? Stimmt das mit den Zügen?" und Albert blätterte emsig in seinem Taschenfahrplan, „oder halt, warte mal, Mariechen! — Mariechen, ich hab's! Er muß mit dem Sechsezwanzig-Zug gestern gefahren sein, da kann er nach Schönwald gerufen sein, du weißt, beim regierenden Grafen will sich kein Erbe einstellen, da soll Kramer wohl ein wirksames Bad ausfindig machen. Siehst du, Mariechen, so wird's sein," schloß er triumphierend, und auch seine Schwester atmete erleichtert auf: „Albert, ich glaube, du hast's." Die Last auf ihren Herzen war etwas leichter, und beide waren froh, weil Albert so klug und Kramer so begehrt und so geehrt war.

„Und ſolch einem Mann kann Clementine ihre geſchätzte Geſundheit nicht anvertrauen," hackte Mariechen wieder in die alte Kerbe.

„Sie muß immer alles anders haben als andere Leute," klagte Albert. „Kauft ſie je ein Stück, wie ſie es findet? Nein, es muß alles nach ihrem ‚individuellen Geſchmack' geändert oder neu angefertigt werden! Und was das koſtet! Nichts bleibt, wie es geboren iſt! Wenn ſie ein neues Kleid von der Schneiderin bekommt, ſetzt ſie ſich zu Hauſe mit dem Mädchen hin, trennt es wieder auseinander und dreht alles um und um, und was hinten war, ſitzt vorn und die Falbeln vom Rockſaum um den Halsausſchnitt."

„Weißt du noch, Albert, als Mutter uns allen, Emma und Clementine und mir und Friedrichs ſeliger zweiter Frau, jeder einen Hut aus Paris mitgebracht hatte, ſie waren alle ganz gleich und blieben dann hier noch vier Saiſons modern, da hat Clementine ihren doch wahrhaftig auch zertrennt und umgarniert, weil er ihr nicht gut ſtünde. Einen Pariſer Hut umändern, dazu gehört wirklich Courage! Ganz verhunzt hat ſie ihn und das gute ſeidene Band in drei Teile geſchnitten!"

Über dieſe Untat ihrer Schwägerin konnte Mariechen noch immer ſehr beredt werden, obgleich ſie bereits um acht Jahre zurücklag. Dieſes non plus ultra von Unverfrorenheit wurde noch oft in erregter Weiſe im Familienkreiſe beſprochen, denn auch Emma und die

Miß waren entrüſtet und die Medizinalrätin desgleichen, und es war anzunehmen, daß, wenn es ihr im Grabe zuweilen wieder eingefallen wäre, auch Friedrichs ſelige Zweite ihrer Mißbilligung durch eine Änderung ihrer Lage Ausdruck gegeben hätte. Denn ein Hut war für die ganze Familie Schöne ein Ding, womit man den Kopf bedeckte, und was aus Paris kam, war ſchön, und wenn ein Hut ſchön war und man ihn auf den Kopf ſetzen konnte, ſo erfüllte er alle Anforderungen, die ein billig denkender Menſch an ihn ſtellen konnte, und daß er außerdem noch kleidſam ſein ſollte, war eine überſpannte Idee, wie Clementine deren leider nur allzuviele hatte.

Eben kam ihnen auf den Gartenwegen das Mädchen mit der kleinen Carmen entgegen, die immer noch im Wagen gefahren wurde. In der Stube wagte die Kleine wohl ein paar ängſtlich ſchwankende Schrittchen, von Luiſens ausgeſtreckter Hand losgelaſſen, in die ſich entgegenbreitenden Arme des Vaters, aber es war kein rechter Lebensmut dabei. Albert und Mariechen blieben bei dem Kinde ſtehen. Zierlich herausgeputzt im weißgeſtickten Kleidchen und Hütchen, ſaß es zwiſchen den ſpitzenverzierten Kiſſen wie ein häßliches und krankes Äffchen. Die ſchönen, großen, dunklen Augen ſahen traurig und träumend aus einem magern, gelblichen Geſichtchen, das von einer erdrückenden Fülle ſchwarzer, kurzer, glanzloſer Haare wie von einem Tier-

fell umgeben war, aus dem es erschreckend klein herausschaute. Aber Albert sah die Kleine mit verzehrender Liebe an.

„Hat sie sich nicht diesen Sommer erholt? Findest du nicht, daß sie etwas rote Bäckchen bekommt, Mariechen? Ich finde überhaupt, sie wird jetzt Emmas Paulchen ähnlich, nur in Dunkel. Komm, mein Liebling, komm zu deinem Pappi!" Und er nahm das Kind aus dem Wagen und drückte es liebevoll an sich: „Meine kleine Carmen halte ich so gerne in den Armen." —

Abends war man, wie fast immer, bei der Mutter versammelt. Albert und Clementine pflegten auf dem Lande meist am Abendessen teil zu nehmen. Nach dem Essen blieb man um den großen Tisch sitzen. Man war wie zu Haus. Die Medizinalrätin hatte sich mit Albert in das Journal geteilt, in dem sie, das Brillenfutteral neben sich, die Familiennachrichten studierte, von denen sie nach Art alter Leute zumeist die Todesanzeigen interessierten. Es erfüllte sie mit bittersüßen Gefühlen, den Tod von Jugendfreundinnen und Altersgenossen zu lesen, die ihr das Leben entfremdet hatte, und deren Tun und Treiben ihr gleichgültig geworden, bis diese letzte geheimnisvolle Handlung wieder ihre Teilnahme weckte: „Ach, mein armer Bergstädt, meine gute Ludowike!"

Sie gedachte der Toten und erzählte, wie sie vor fünfzig Jahren mit dem armen Bergstädt den Cotillon

getanzt und vor sechzig Jahren neben der guten Ludowike in der Strickschule gesessen hätte, und der Gedanke, daß es ihr vergönnt sei, beide zu überleben, mischte sich mit der bangen Frage, wie bald wohl ihre Stunde schlagen werde.

Diese Emotionen bildeten den Hauptreiz ihrer abendlichen Lektüre, und sie fühlte sich jedesmal unbefriedigt, wenn einmal kein Bekannter im Blättchen stand. „Wieder nichts," sagte sie zu Mariechen, die neben ihr saß und an einem Stern zu einer Bettdecke häkelte, dem achtunddreißigsten von dreiundsechzig, die sie dazu benötigte.

Die Miß saß unten an und stickte an ihrem auf Wachstuch unterlegten Streifen Zacke und Loch, Zacke und Loch. Albert verschlang die Hofnachrichten: Seine Majestät der König haben allergnädigst geruht, dem Chausseewärter Hähnichen in Meerane das allgemeine Ehrenzeichen zu verleihen. Ihre Königliche Hoheit die Frau Prinzessin Friedrich beehrten gestern in Begleitung der Hofdame Gräfin Vitztum das Geschäft des Hoflieferanten Herrn Pätzold in der Seestraße mit ihrem Besuch und geruhten daselbst namhafte Einkäufe zu machen. Dann ging er zum Lokalen und Städtischen über, während Clementine mit einer turmhohen Frisur abseits in einem Sessel saß und die weißen Hände müßig im Schoß faltete, während die großen, dunklen Augen von Alberts kahlem Kopf zu dem

Mundſemmelkinn der Medizinalrätin und von Mariechens glatt geſcheiteltem Haar zu den engliſchen Zähnen der Miß irrten. Friede ſaß mäuschenſtill in einem Winkel, nur beſtrebt, ihre Anweſenheit vergeſſen zu machen, damit man ſie nicht bemerke und zu Bett ſchicke.

„Was gibt's Neues in der Welt, Halbert?“ fragte die Miß, „Sie dürfen nicht halles für ſich bealten.“ Albert berichtete aus der Zeitung, daß beabſichtigt würde, in der Stallgaſſe an der langen Wand des Königlichen Marſtalls ein rieſiges Freskogemälde anzubringen, und daß auf dem Dipoldiswaldaerplatz ein Kind von einer leeren Hofequipage überfahren worden ſei.

In dieſem Augenblick ſegelte Emma Kramer wie eine Fregatte herein, hinter ihr ihr Mann, der wie alle kleinen und ſchmächtigen Leute eine ſehr große Türöffnung in Anſpruch nahm, wodurch es Emils Neufundländer, dem Leotier, ermöglicht wurde, mit hereinzuſchlüpfen. Er verſuchte ſich eben ſo unbemerkbar zu machen wie Friede und wollte ſoeben unter den Tiſch kriechen, als ihn die Miß erſpähte und ihn mit den Worten: „Aber Leo, was wollen Sie denn, hiere Errſchaft iſt nicht ier,“ die Tür wies.

Kramers hatten zu ihren Koteletts Zeit gebraucht, die Uhr auf Emmas Magen wies bereits auf neun.

„Guten Abend, euer Anblick iſt mir labend,“ begrüßte ſie Albert, und die Mutter lobte: „Je ſpäter der

Abend, deſto ſchöner die Gäſte. Ich dachte ſchon, wir blieben heut ganz allein mit Alberts."

„Wo ſtecken denn Herzpüppchens?" fragte Emma. „Haben ſie denn am Tage nicht Zeit genug ſich abzuknutſchen?"

„Annchen iſt nicht wohl, ſie fühlt ſich ſo ſchwach, und Emil wollte ſie natürlich nicht allein laſſen," erklärte Mariechen.

Emma, die einen Strickſtrumpf aus ihrer ſackgroßen Kleidertaſche gezogen hatte, an dem ſie mit großer Schnelligkeit zu ſtricken begann, lachte laut auf. Das iſt eine Schwäche, die ſich wohl bald in Stärke umwandeln wird. Es kam mir auch ſchon ſo vor, als wenn Annchen recht ſtark würde."

Mariechen und die Miß ließen bei dieſen Worten die Augen ſuchend durch alle Zimmerecken ſtreifen und entdeckten gleichzeitig die arme Friede, die ſchon bei Tante Emmas Eintritt geahnt hatte, daß es mit ihrer ſtillen Verborgenheit bald zu Ende ſein würde. „Friede, geh zu Bett!" rief ihre Mama, „deine Zeit iſt längſt vorüber. Ich weiß nicht, was du meinſt, Emma, Annchen war doch immer ſehr ſchlank!" Dabei blickte ſie die Schweſter ſtarr, mit großen, runden Augen an, in der nie erlahmenden Hoffnung, ſie dadurch auf das Unpaſſende ihres Benehmens aufmerkſam zu machen.

Aber ſtets wurde Emmas Übermut durch dieſen Blick von neuem gereizt, und ſie beharrte lachend,

während Friede, ‚Gute Nacht' ſagend, möglichſt langſam die Runde machte: „Aber gewiß, Mariechen, daß du das noch nicht bemerkt haſt, beſonders in der Taille, Annchen kriegt ordentlich einen dicken Bauch."

„Friede, willſt du nun endlich machen, daß du hinaus kommſt," rief Mariechen in höchſter Empörung, „Emma, ich begreife dich nicht."

„Ach, hab dich nur nicht immer ſo, das große Mädel ſoll wohl noch an den Storch glauben," dabei blickte Emma ſchon nach einem neuen Opfer aus. Die Stricknadeln in ihrer Hand flogen, während ſie die Augen auf Clementines Hände richtete, „ja, was ich ſagen wollte, Kinder, Müßiggang iſt aller Laſter Anfang, Clementine, ich bewundere dich, wie du ſo daſitzen kannſt."

„Bewundere immerzu, ich gönn dir's gern," antwortete Clementine gelangweilt, ohne ſich nach Emma umzuwenden.

„Hat dir deine Luiſe auch Bericht erſtattet, wieviel Kalbskoteletten wir heut zum Abendbrot gegeſſen haben," ziſchte dieſe giftig.

„Ich wüßte nicht, was mir gleichgültiger wäre," entgegnete Clementine.

„Du biſt ſpät wiedergekommen, Heinrich, mit dem Sieben-Uhr-Zug?" intervenierte Albert diplomatiſch.

„Ja, es war ziemlich ſpät." Die Frage mit dem Sieben-Uhr-Zug ließ Kramer unerörtert.

„In Schönwald immer noch keine Aussicht auf einen Erben?“ fing Mariechen an zu bohren.

„Das ich nicht wüßte,“ entgegnete Kramer, der sich eine Zigarre angezündet hatte und sich in Dampf und Geheimnis zu hüllen begann.

„Ein Herr erzählte mir heut, es soll in Erbersbach mit der alten Fürstin Mutter recht schlecht stehen. Was meinst du, Heinrich?“ nahm Albert den Faden wieder auf.

Kramer wiegte den Kopf nachdenklich. „Wenn du es sagst, so wird es vielleicht so sein, ich habe darüber selbstverständlich keine Meinung.“ Er war nicht in Erbersdorf bei der alten Fürstin Mutter gewesen, aber es war ihm recht, wenn man es glaubte.

Clementine lächelte höhnisch zu diesem Kreuzverhör, namentlich der Herr, dem Albert seine Kenntnisse verdanken wollte, erregte ihren Spott. Albert hatte einen einzigen Bekannten in der Stadt, mit dem er außer der Familie Umgang pflog, einen Schulfreund, Doktor Wunderlich, einen alten Hagestolz, der gleichfalls großes Interesse für Stadt und Hofnachrichten hatte. Sie trafen sich jeden Nachmittag Punkt vier Uhr bei Konditor Trepp auf dem Altmarkt, tranken dort jeder eine Tasse Kaffee und erzählten sich Neuigkeiten. Wenn Albert etwas von einem Herrn erfahren hatte, oder wenn man ihm etwas erzählt hatte, so war dieser Herr und dieser man immer der Doktor Wunderlich gewesen,

und er hätte dies ja ebensogut sagen können, wenn er nicht ein Freund des Geheimnisvollen gewesen wäre.

„Heut passierte mir ein kleines Malheur, das recht lächerlich war," begann Kramer. „Als ich mich im Salon von den — ähem — den — Damen, bei denen ich war, verabschiedet hatte, schien sich derselben, als ich zur Tür schritt, eine gewisse heitere Bewegung zu bemächtigen, was sonst — ähem — in — in diesen Kreisen nicht vorzukommen pflegt. Als ich dann von dem — ähem — dem Kammerdiener des — ähem — des Hausherrn hinausgeleitet wurde, sagte dieser, als er mich vortreten ließ: Herr Doktor, ich bitte, Herr Doktor werden verzeihen — Herr Doktor hat an seinem Rock etwas hängen, das da nicht hingehört. Und da hing doch wirklich an meinem hinteren Rockknopf eins von den seidenen Salondeckchen, das ich wider Willen entführt hatte. Ich muß allerdings vor den ähem — vor den Damen eine sehr merkwürdige Figur gespielt haben."

Alle lauschten mit Entzücken, sogar Clementine fühlte einiges Interesse, als sie eine Geschichte aus so hohen Kreisen so einfach menschlich vortragen hörte, denn das ‚ähem' und das Zögern, ehe Kramer ‚der Hausherr' oder ‚die Damen' sagte, ließen erraten, daß man diese Herrschaften sonst anders titulierte.

Auch Emma hörte mit Vergnügen zu und malte sich die Szene vor dem wappengeschmückten Portal

deutlich aus, obgleich sie die einzige war, die es eigentlich wußte, daß Kramer diesmal für ausnahmsweise nur zehn Taler Honorar zu einem Jugendfreund, dem Apotheker in Krimmitschau, gefahren war, und daß es nur dessen kleines fünfzehnjähriges Dienstmädchen gewesen sein konnte, die unter schallendem Gelächter, vermutlich mit dem Ausruf: ‚Ach hären Se mal, Se haben da hinten was bammeln! Ei herjeeses, Se wollen doch nischt mitgehn heeßen!‘ den Doktor von dem gehäkelten Antimakassar der Frau Apotheker befreit hatte.

Aber Emma ging es wie Mariechen, sie glaubte stets selbst, was sie andere glauben machen wollte, und nach einigen Tagen, nachdem Albert mit der Pferdebahn in die Stadt gefahren war und seinen Freund bei Trepp getroffen hatte, verbreitete sich das unwidersprochene Gerücht, daß der allbeliebte Doktor Kramer nun auch nach Erbersbach gerufen worden sei und dort die Behandlung der Fürstin Mutter übernommen hätte.

☆ ☆ ☆

Man war wieder in der Stadt in dem alten Haus mit den Löwenköpfen. Vertraulich begrüßte die Heimkehrenden im Hausflur der altgewohnte Geruch von Pferdestall und getonten Treppen. Bei Schuster Martin und im Brotladen hatte sich nichts verändert, aber bei Vogels herrschte schwüle Luft. Der Goldarbeiter

war böſe mit Schweſter Minchen, die einen Johannistrieb zugunſten eines Konkurrenten in der Brüdergaſſe getrieben hatte und in ſtürmiſchen Szenen die Auszahlung ihres im Geſchäft ſtehenden kleinen Erbes verlangte, um heiraten zu können. Dem Bruder war nicht nur dieſes Anſinnen höchſt fatal, denn welcher Menſch zahlt gern Geld aus, nein, er wußte auch nicht, wie er, der nun ein rechter Hageſtolz geworden war, ſein Leben künftig einrichten ſollte. Hatte ihm doch Minchen alle Vorteile eines geordneten Hausweſens verſchafft, ohne daß er nötig gehabt hätte, ſich die Laſten einer Familie aufzubürden. Wer ſollte für ihn kochen, wer ſollte im Laden verkaufen, während er arbeitete, wer ſeine Wäſche ausbeſſern und wer Sonntag nachmittag bei Hofgärtners Kaffee mit ihm trinken? Das konnte er doch unmöglich in Zukunft allein beſorgen. Dazu kam noch die Furcht, daß Minchen, in derſelben Branche etabliert, ihm Kunden abſpenſtig machen könnte, und ſo verweigerte er ſeine brüderliche Einwilligung zur Heirat rundweg.

Da er aber abſolut kein Recht zu ſolchem Vorgehen hatte, da die Schweſter mehr als doppelt majorenn war, ſo maulten ſie nicht nur miteinander, ſondern Hermine Vogel war auch bereits beim Advokaten geweſen, bei Doktor Salzer und hatte von dieſem gegen Erlegung eines angemeſſenen Koſtenvorſchuſſes erfahren, daß ſie völlig in ihrem Rechte ſei. „Aber mein liebes (mit

Steigerung) verehrtes Fräulein," dabei tätschelte er ihr wohlwollend die Hand, „eine junge Dame wie Sie den Freuden des Eheſtandes entziehen zu wollen, ſie gewiſſermaßen moraliſch ins Kloſter zu ſperren, iſt ein Unrecht, ich möchte ſagen ein Verbrechen. Sie ſagen, daß Ihr Herr Bruder in der Lage iſt, Ihnen Ihr Vermögen auszuzahlen? Um ſo beſſer. Ich werde ihm ſogleich meine Meinung mitteilen; ich finde nämlich überhaupt, er ſchuldet Ihnen eine Entſchädigung für die langen Jahre, die Sie ſich ſo recht eigentlich in ſeinen Dienſten aufgeopfert haben."

Und mit Stentorſtimme, vor der die Expedition zitterte: „Kleinicke, Diktat!" Bequem in ſeinen Seſſel zurückgelehnt, diktierte Salzer, der ſich ſchnell ausgerechnet hatte, daß auf dieſe Weiſe das Klagobjekt und ſeine zu beanſpruchenden Koſten noch etwas größer würden, ſeinem Leibſchreibſklaven einen ſeiner berühmt ſchönen Briefe mit dem verſchwenderiſchen Wortreichtum, den der Menſch ſich ſo leicht leiſtet, wenn er nicht ſelbſt die Feder zu führen hat. Er forderte darin in den gewählteſten Ausdrücken Vogel auf, ſeiner Mandantin ſofort, widrigenfalls ſie den Weg der Klage beſchreiten würde, nicht nur das väterliche Erbe auszukehren, ſondern ihr auch eine angemeſſene Entſchädigung zu geben, die ſie für langjährig geleiſtete Dienſte zu beanſpruchen hätte.

Nachdem der Schreiber ſich linkiſch zurückgezogen

hatte, um sein Stenogramm in Reinschrift zu bringen, drückte Salzer Minchen herzlich die Hand, verbeugte sich dann ebenso tief wie vor seiner vornehmsten Kundin und sagte: „Meine Gnädige, ich lege mich Ihnen zu Füßen!“ Minchen Vogel aber ging in gehobenster Stimmung nach Haus, fühlte sich als eine Gnädige und dachte, daß kein anderer Advokat in der ganzen Stadt so tief das Unrecht mit ihr gefühlt hätte, das ihr geschehen, und so oft sie einem befreundeten Kunden die Sachlage erzählte, pries sie Salzer in den glühendsten Tönen.

Friede und Martha gingen jeden Morgen zusammen zur Schule, auf dem Rückweg aber bockte Friede oft und weigerte sich mit ihrer Cousine zu gehen, die ein Jahr jünger und in einer tieferen Klasse war. Sie bildete mit ihren Kameradinnen eingehakt eine undurchdringliche Phalanx, die die ganze Breite des Trottoirs einnahm und jeden Begegnenden nötigte, in den Rinnstein auszuweichen. Die arme, kleine Martha schlich hinterher und weinte: „Friede, du sollst mich mit nach Haus nehmen. Mama hat's gesagt, Tante Mariechen hat's auch gesagt. Ich sag's zu Haus, wie unartig du bist.“ „Klatschliese,“ sagte Friede höhnisch über die Schulter, und die anderen Mädchen wiederholten die Beleidigung im Chore. Martha konnte sich nicht einmal revanchieren, die Anrede Rike war ihr und Karl von dem großen Bruder Ernst aufs strengste

und unter Androhung aller möglichen Strafen untersagt worden, als er sich einmal unmotivierterweise bei einem Streit zu Friedens Ritter aufgeworfen hatte.

Martha hätte ja auch mit Mädchen aus ihrer Klasse gehen können, aber sie setzte ihren Stolz darein, mit der vierten Klasse gesehen zu werden, und überdies hatte nur grade eine, Paula Schreiber, die alle Kinder gleichmäßig verabscheuten, denselben Weg wie sie.

Diese Paula sah, wie die Kinder sagten, so ‚madamig' aus; sie trug mit elf Jahren schon aufgesteckte Zöpfe und das Kleid bis an den Stiefelrand. Sie war die Tochter einer Witwe, ein phantastisches, begabtes Mädchen, deren Vater Schriftsteller gewesen war. Von ihm hatte sie vielleicht die Gabe geerbt, immer in hohen, gewählten Worten zu sprechen. Sie sagte Unrat, wo Friede und Martha Dreck sagten, und eine Neckerei, die man mit ihr trieb, nannte sie eine Verfolgung, die sie erdulden mußte. Ihren innersten Gefühlen gab sie auch stets gern Ausdruck, legte jede Seelenregung bloß und stieß Friede und Martha damit außerordentlich ab, denen diese Eigenschaft fast schamlos erschien. Beide waren bis in die tiefste Seele von herber Sprödigkeit erfüllt und begriffen Paulas Art nicht. Man konnte vielleicht so denken, aber man sprach es doch nicht aus. Vielleicht

war dies eine vornehme Regung, vielleicht aber nur Schöneſche Philiſtroſität, die in ihnen keimte.

Paula hatte einmal verſucht, ihrer mangelnden Popularität in der Schule durch fabelhafte Erzählungen von großen Koſtbarkeiten abzuhelfen, die ſie und ihre Mutter beſäßen. Ihr Vater wäre mit einem ruſſiſchen Prinzen befreundet geweſen, der der Witwe und Waiſe des Dichters, aus Entzücken über deſſen unſterbliche Werke, all dieſe Gaben als Tribut der Ehrfurcht und Dankbarkeit dargebracht hätte. Alſo Paulas eigene Worte, obgleich niemand je von Schreibers unſterblichen Werken gehört hatte, deſſen kleine Artikel und lyriſchen Gedichte kaum je über die Grenzen ſeiner Vaterſtadt hinausgedrungen waren.

Paula ſchilderte jedoch unentwegt und unermüdlich ihre Reichtümer, den goldenen, mit taubeneigroßen Rubinen und Smaragden gezierten Becher von der Größe einer Punſchbowle, die ſamtenen, golddurchwirkten Tiſchdecken, von denen im Salon eine rote, im Speiſeſaal eine blaue und im Wohnzimmer eine grüne lag, das rieſige Puppenhaus mit Möbeln aus Elfenbein und Ebenholz, in dem ein Dutzend faſt lebensgroße Puppen in ſeidenen ruſſiſchen Nationalkoſtümen ſaßen.

Die Anſichten der Klaſſe waren geteilt; die Hälfte glaubte an die fabelhaften Schätze, die andere hielt Paula für eine koloſſale Aufſchneiderin. Dieſe hatte

UNIV. OF CALIFORNIA

noch nie ein Mädchen aufgefordert, sie zu besuchen, sondern nur immer eine große und glanzvolle Kindergesellschaft für die Zukunft in Aussicht gestellt, auf die hin sie aber schon viele Einladungen bekommen hatte; denn natürlich wollte kein Kind von dem Anblick der prächtigen Juwelen und des russischen Puppenhauses ausgeschlossen sein.

Die Gegeneinladung aber ließ auf sich warten. Sie wurde wegen der Unpäßlichkeit der Mutter vom Herbst auf den Winter, von da wegen Renovierung des Puppenhauses auf das Frühjahr und vom Frühjahr auf den Sommer verschoben, weil man da besser im Garten herumtollen könne. Aber als auch dieser verging, ohne daß Paula jene bewußten kleinen Briefchen in einem sorgfältig zusammengeknüpften Päckchen mitgebracht und verteilt hätte, wurde man ungeduldig. Emmchen Werner ermittelte mit Hilfe eines großen Bruders aus dem Adreßbuch die Wohnung der verwitweten Frau Schreiber, Trompetergäßchen 16, III, und Martha Kramer wurde delegiert, unter dem Vorwand ein Rechenheft zu leihen, in Paulas geheimnisvolles Heim einzudringen.

Martha machte sich auf den Weg, nachdem sie Mademoiselle auf dem Spaziergange im Einverständnis mit Friede und Paulchen verloren und auf diese Weise eine unbewachte halbe Stunde gewonnen hatte. Sie stieg die muffigen, ausgetretenen Treppen empor

und klingelte an der Etagentür, wo rings um das zersprungene Porzellanschild mit abgestoßenen Ecken eine Anzahl Visitenkarten angeheftet waren, die darauf schließen ließen, daß die Zimmer mit den samtenen Tischdecken an Polytechniker vermietet würden. Ein schlumpiges Dienstmädchen in unsauberer blauer Küchenschürze öffnete die Tür.

„Was willst du, Kleene?"

Martha brachte ihr fingiertes Anliegen geläufig vor und wurde nach mißtrauischer Musterung in den kleinen, engen, dunkeln, nach gewärmtem Kohl riechenden Vorplatz gelassen. Die Magd öffnete eine Tür, die sie aber mit ihrer Person so ausfüllte, daß Martha beim besten Willen auch nicht den Anblick eines Zipfels des Puppenhauses erhaschen konnte, und rief hinein: „Baula, es is ä kleenes Mädel da, die sich ä Buch von dir holen will!" Dann schlug sie die Tür wieder zu und schlurrte auf ihren niedergetretnen Schuhen in die Küche zurück, aus der sie gekommen.

Martha stand eine ganze Weile wartend auf dem Vorplatz draußen, bis sich die vorhin erwähnte Tür handbreit öffnete und eine scharfe Frauenstimme hinausrief: „Paula ist nicht zu Hause, du kannst wieder gehen." — Klapp, flog die Tür wieder zu. —

Gedemütigt trat Martha den Rückweg an. Von da ab fand Paula in der Schule jedoch keine Anhängerin mehr, und besonders Martha war ihr spinnefeind.

Mademoiselle Dutel war übrigens sehr böse und schalt sie tüchtig aus: „Maman sera bien fachée,“ aber sie erzählte doch ihrer Herrin nichts davon. Es war heut nicht sehr schwer gewesen, Mademoiselle zu verlieren, denn diese hatte eine angenehme Begegnung gehabt, die sie sehr in Anspruch genommen hatte. Denn wen hatte sie im großen Garten getroffen? Keine andere als ihre Freundin vom Sommer: Staches Mademoiselle.

Der kleine Wanitzki hatte einen Hauslehrer bekommen, und seine Schweizerin hatte in den Kreisen der polnischen Aristokratie, die in der Fremdenkolonie Dresden ansässig war, eine neue, gute Stellung gefunden. Ihr neuer Zögling, ein weitläufiger Vetter von Stache, war ein Knabe von neun Jahren, ein kleiner Franzose, der bei seiner Großmutter väterlicherseits, einer alten polnischen Gräfin, erzogen wurde. Leider trug der kleine George Maillard nicht den gräflichen Namen seines Vaters, sondern den seiner verstorbenen Mama, die, wie Staches Mademoiselle Marthas Mademoiselle im Vertrauen erzählte, Tänzerin an der Pariser großen Oper gewesen war. Sein Vater aber liebte den Knaben sehr, der auch wirklich recht nett war und sich sogleich mit den Kindern, namentlich aber mit Friede anfreundete. Man traf sich alle Tage auf dem Spaziergang und dehnte diesen an allen schularbeitsfreien Tagen, wenn möglich bis zur

Krähenhütte aus, einer verlassenen, am äußersten Rande des großen Gartens gelegenen alten Vogelhütte, in deren dumpfigem Innern köstliche Robinsonaden durchlebt und in deren romantisch zerklüfteter Umgebung die kühnsten Bergtouren ausgeführt wurden. Die steilen Sandhügel hießen Schreckhorn, Matterhorn oder Mont Blanc und wurden mit Hilfe von Stöcken und Seilen unter eingebildeten Schwierigkeiten erstiegen. Auch herrliche Räuberspiele fanden bei genügender Beteiligung statt, und Paulchen brüllte gar natürlich, wenn plötzlich die wilde Rotte aus dem Gebüsch brach.

Aber den Mademoiselleu wurde es bald zu kalt, sie sahen auch lieber Menschen. Da mußte man zur Hauptallee und zum Teich zurückkehren und sich anderweitig unterhalten. Die Kinder schwatzten und lachten oft zusammen um die Wette, über Stache „et les airs que ce garçon se donnait.“ George erzählte stundenlange Geschichten von seinem Puppentheater und den großartigen maschinellen Einrichtungen, die er höchst eigenhändig dafür anfertigte. Friede lieh dem allen ein geduldiges Ohr, sie fühlte sich zu dem Knaben hingezogen, bei dem offenbar auch nicht alles so ganz in Ordnung war wie bei andern Kindern, denn sie hatte wohl das Zischeln der Schweizerinnen über ihn bemerkt.

Auf eine Frage, weshalb George einen andern Namen führe, wie die Mutter seines Vaters, während

es bei der Familie Schöne und deren Bekanntenkreis doch umgekehrt Brauch sei, wurde sie von Mademoiselle mit einem groben: „taisez-vous!“ angefahren, das die Neugier noch mehr weckte. Sie hoffte von ihrem Freund George etwas zu erfahren, und dieser nahm wirklich eines Tages einen Anlauf zu vertraulichen Mitteilungen. Er hatte Friede von großen Besitzungen in Amerika vorgeschwärmt, die sein Vater ihm einmal kaufen würde, weil es für ihn besser sein würde, sich später drüben ansässig zu machen.

Friede spitzte mächtig die Ohren, als er sich jetzt vertraulich zu ihr neigte und flüsterte: „car tu sais, Friede, je ne suis pas le véritable fils de mon père,“ doch im selben Moment ertönte es wie die Posaune des jüngsten Gerichts: „George, voulez-vous vous taire!“ Und er erhielt eine Ohrfeige von Staches ehemaliger Mademoiselle, die trotz des angelegentlichen Gesprächs mit der Kollegin doch die Annäherung der beiden Kinderköpfe mit Mißtrauen beobachtet hatte.

Mit diesem Knalleffekt fiel die Tür des Palastes der Erkenntnis vor Friede wieder zu, und verstimmt ging sie an der Seite des weinenden George, während die Mademoiselle giftige Blicke auf die beiden Parias der Gesellschaft schossen.

O Mariechen, wenn du ahntest, wie man von dir und deiner Friede spricht, die ihr doch beide, als Mitglieder der hochachtbaren Familie Schöne, weit über

allen andern Menſchen ſteht. Das ſchlimmſte für euch iſt, daß ihr arm ſeid, daß Wend deine Mitgift vertan hat, daß jeder weiß, daß ihr, wie Rike ſich ausdrückt, ‚der Frau Medizinalrätin auf der Pelle ſitzt‘, und daß deine Friede das Gnadenbrot der Familie ißt. Kein Wunder, daß Mademoiſelle Dutel euch verachtet und daß ſowohl Hulda als Luiſe und der elegante Robähr in den reſpektiven Küchen ſich unwillig über jede Taſſe Tee und jedes Butterbrot äußern, die ſie euch im Auftrag ihrer Herrſchaft präſentieren müſſen. —

Um dieſe Jahreszeit liebte auch Friede die Spaziergänge im großen Garten. Die nebelſchwere Luft, die bald den erſten Schnee erhoffen ließ, der unter bleigrauem Himmel ſtill träumende, von den Schwänen bereits verlaſſene Teich, auf dem nur einzelne goldfarbige Kaſtanienblätter ſchwammen, das raſchelnde Herbſtlaub unter den Füßen, alles war erfüllt von Winterhoffnungen, Weihnachtserwartungen. Je grauer der Himmel, deſto froher wurden die Kinder. Bald, bald wird es ſchneien! „Je crois qu'il pleut,“ ſagte Mademoiſelle Dutel und reckte prüfend die Naſe gen Himmel. Aber Friede hatte auf dem Jackenärmel ein weißes Sternchen entdeckt. „Es ſchneit, es ſchneit!“ jubelten die Kinder, „der erſte Schnee, nun iſt die Dresdener Kirmes wieder vorbei!“ Denn dieſes Feſt ſoll angeblich immer auf den Tag vor dem erſten Schnee fallen.

Friede ging gleich mit zu Kramers hinein.

Die Kinder spielten im Saal. Knack, krack, sagte das Feuer im Kachelofen, in der Röhre zischten die Bratäpfel, die man sich heut statt des Milchkaffees zum Vesper gewünscht hatte. Die rechte Begleitung zu weihnachtlichem Spiel. Es war erst Ende November, aber durch den Schnee, den ersten Schnee, war das liebe Fest in greifbare Nähe gerückt, und die Kinder berieten über den Wunschzettel.

„Ich wünsche mir noch Puppen," sagte Friede, „ein Mädchen, einen Jungen und ein Wickelkind."

„Du hast schon fünf," warf Martha zweifelnd ein.

„Ma foi," meinte Mademoiselle, „je crois que vous en avez assez. Et puis une grande fille comme vous! Vous n'avez pas honte de jouer comme un bébé?"

„Pas du tout," sagte Friede patzig und erklärte Martha, daß sie noch lange nicht genug Puppen hätte. „Wenn ich groß bin, wünsche ich mir auch eine Menge Kinder, am liebsten zwölf, alle mit Locken, und davon mindestens acht Mädchen. Womit wollen wir heut spielen?"

„Wieder mal mit den Papierpuppen, die haben wir lange nicht gehabt." Paulchen versuchte ein Spiel mit den großen Puppen durchzudrücken, etwa Reise nach Amerika mit Schiffbruch und Robinsonade, oder Fahrt im Postwagen mit räuberischem Überfall, oder

Kinderkrankenhaus mit großen Wunderkuren, interessanten Operationen und wirkungsvollen Begräbnissen, bei welchen Spielen er auch eine Kinderrolle zu erhalten pflegte. Aber zu all diesem brauchte man Karl, als Kapitän, als Räuber, als Chefarzt, und Karl hatte heut zu viel Schularbeiten auf.

Paulchen wurde also von Mademoiselle beschäftigt, und die Papierpuppen wurden mit ihrem ganzen Apparat ausgekramt. Martha hatte viele schöne und kostbare Spielsachen; auf sie als das einzige Töchterchen des allbeliebten Doktor Kramer regnete es förmlich Gaben. Dankbare Patienten beschenkten mit Vorliebe das niedliche Kind, und die ganze Familie, von der Kramer kein Honorar nahm, konzentrierte ihre Dankbarkeit auf die Kinder und namentlich auf die beiden Jüngsten.

Die Papierpuppen besaßen zahlreiche, zum Teil aus Papier selbst angefertigte Garderobe, die mit Wachs angeklebt wurde. Sie zerfielen in zwei Teile, kronprinzliche Familie und Landwehrmanns Heimkehr. Man wählte sich ein Teil, bei beiden gab es Kinder in Fülle. Zum kronprinzlichen Lot gehörte die große Doppelpuppenstube mit der schönen Küche; damit konnte man gar herrlich spielen, und die Freude wurde nicht im geringsten durch die Tatsache beeinträchtigt, daß der Kronprinz und sein ältester Sohn genötigt waren, in voller Uniform, geschmückt mit dem Band

des Schwarzen Adlerordens, zu Bett zu gehen, während Prinzeßchen Margarete, die jüngste Tochter, Tag und Nacht an ein Sitzwägelchen gefesselt war. Der heimkehrende Landwehrmann erhielt nur die alte kleine Küche und die schlechtesten Möbel zugeteilt, und da ihm außerdem noch sein jubelndes Weib ständig und untrennbar am Halse hing, wodurch die Verwendbarkeit des Ehepaares sehr beeinträchtigt wurde, so war dieses Teil das weniger begehrte.

Martha als die Besitzerin nahm das Recht der Wahl für sich in Anspruch. Sie wählte natürlich Kronprinzens. Während sie ihre Familie in den prächtigen Räumen unterbrachte, die den Kindern ganz prinzlich dünkten — man denke zwei Zimmer und Küche — fing Friede ein herrliches Spiel an. Alles war Leben und Bewegung, sie erfand unermüdlich neue Situationen, die es der Hausmutter ermöglichten, sich dem Gatten in die Arme zu werfen, so daß Martha sich bald zum Zuhören neben Friede stellte und Kronprinzens, denen noch nicht mal die Betten angewiesen waren, mit schwarzem Adlerorden und Fahrstühlchen in einem Haufen auf dem Fußboden ihres Salons liegen ließ.

Das ging so lange, bis die Landwehrmannskinder nach der Morgensuppe zur Schule wanderten und nun ihre fürstlichen Mitschüler vermißten, die demokratischerweise mit ihnen zusammen unterrichtet werden sollten.

Friede wurde wütend und überhäufte Martha mit Vorwürfen, daß dieſe, ſtatt horchend hinter ihr zu hocken, nicht lieber für genügende Nachtruhe und Frühſtück der hohen Herrſchaften geſorgt habe. Martha fing an zu weinen, ſtieß Majeſtätsbeleidigungen aus und behauptete, daß mit der dummen kronprinzlichen Familie nichts anzufangen ſei, und daß ſie ſich anders beſonnen und lieber den heimkehrenden Landwehrmann haben möchte.

Friede ſträubte ſich erſt, aber nur zum Schein, um bei der kleinen Martha den Eindruck der Gefälligkeit hervorzurufen, und übernahm dann gnädig die Hofhaltung, während Martha ſelig in der engen Küche hantierte und genau dieſelben Ereigniſſe agierte, die ſie vorher Friede abgelauſcht hatte. Dann aber befand ſie ſich an einem toten Punkt und ſchlich zu Friede zurück, um den wunderbar ſpannenden Ereigniſſen bei Hofe zuzuſchauen.

Es war aber auch zu intereſſant, was da paſſierte. Man mag es kaum glauben, wie unartig Prinz Heinrich war, ganz wie Karl wenn er ſich mit ſeinem großen Bruder zankte, wie Prinzeß Charlotte durchaus ſchon Schleppkleider tragen und zu Ball gehen wollte, obgleich ſie doch erſt fünfzehn war, wie die kleine Sophie ſo unbeſcheiden war und immer Kuchen verlangte und am heiligen Abend in den Holzſtall geſperrt wurde und die Viktoria nichts lernen wollte,

weil sie doch eine Prinzessin wäre, und wie sie dafür in der Schule immer nachsitzen mußte.

Friede übernahm schließlich auch noch die Regie in der Landwehrmannsfamilie, und so interessant war das Spiel, daß nicht nur Martha und Paulchen zuschauten, sondern auch der eben heimgekehrte Ernst noch den Schluß aufmerksam mit anhörte.

☆ ☆ ☆

Weihnachten kam immer näher; in allen Ecken hockte die Erwartung. Friedes großes, kaltes Zimmer war nicht mehr unheimlich. Das gespenstische Huschen der Lichter um die blanken Beschläge erinnerte an das Flackern der Kerzen am Christbaum. Die dunkeln Ecken bevölkerten sich mit zahllosen Puppenkindern, alle mit goldenen Löckchen, lebendig und beweglich und die Arme nach Friede ausstreckend, und der Urgroßvater im blauen Biedermeierfrack blinzelte ihr überall die frohe Verheißung zu: in zehn, in acht, in sechs Tagen ist Weihnachten. Wenn Friede das Licht ausgelöscht und die Decke um sich gezogen hatte, malte sie sich in schimmernden Farben die Bescherung aus, die weißgedeckte Tafel in der guten Stube, ihren Platz mit herrlichen, herrlichen Geschenken, und in seliger Erwartung schlief sie ein.

Und dann ging die Miß zum Bäcker mit den ab-

gewogenen Zutaten zum Stollen, mit Butter und Mehl, mit Zucker und Eiern, gehackten Mandeln und ausgekernten Rosinen. Es war ein altes Familienrezept, ausgezeichnet, nur Emil fand immer, daß noch mehr Rosinen hinein müßten. Und weil Herzpüppchen es wünschte, ließ die Medizinalrätin jedes Jahr ein halbes Pfund Rosinen mehr auf die Masse nehmen, aber der Stollen blieb sich immer gleich, obgleich doch die Miß am Backtag sechs bis acht Stunden beim Bäcker saß und genau aufpaßte, daß alle ihre Zutaten in ihren Teig kämen.

Der Bäcker aber hatte auch sein altes, bewährtes Rezept, den Teig zu mischen und den Überfluß zu bergen. Wenn er Mehl und Butter mit Eiern, Milch und dem Hefestück in der Mulde gründlich zusammengewirkt hatte, türmte er den duftigen, weißen Teig wie einen steilen Berg auf dem Backbrett auf, nahm dann die Schüssel voll Mandeln und Rosinen und schüttete sie in kühnem Schwunge von oben her über den Teigberg aus. Da kollerten freilich eine Menge Rosinen an den steilen Seitenabhängen herunter, aber umkommen ließ der Meister nichts. Ein flinker, kleiner Lehrbub stand schon mit einem Besen bereit und fegte die Rosinen auf eine Schaufel, so schnell wie sie nur auf das Brett herunterrollten. Diesen Abfall trug er fort, und so kamen zu Emils Kummer eben doch nie mehr Rosinen in den Teig, als wie es sich mit

den physikalischen Gesetzen von der schiefen Ebene und der Adhäsionskraft vertrug.

Wenn aber die Stollen abends kamen, länglich, braun, mit dickem Zuckerguß, und wieder gut geraten waren, dann war es eine Freude im ganzen Haus. Jedes Kind und jedes Enkelkind und jedes Dienstmädchen bekam den seinigen, und am ersten Feiertag trug Friede auch eine Probe hinauf zu Fräulein Papst und der Kammerjunkers- und Hauptmannshinterlassenen Tochter.

Der Weihnachtsmarkt wurde eröffnet; Vetter Ernst ging mit Friede und Martha abends durch die erleuchteten Budenreihen, wo Pulsnitzer Pfefferkuchen, Schornsteinfeger von Backpflaumen, pappene Hampelmänner, einfaches erzgebirgisches Holzspielwerk und kleine mit grünem Papier umwickelte Lichterpyramiden feilgeboten wurden, die noch in manchen Häusern statt der Christbäume verwendet wurden. Ernst kaufte jedem Mädchen einen Kuchen, Martha einen Pflasterstein und Friede ein Herz, das sie nicht wegen der Form, sondern wegen der Größe als Bevorzugung empfing. Eigentlich hatte sie Ernst in früheren Jahren für einen unausstehlichen Bengel gehalten und später für einen albernen Laffen, der sich was dünkte, weil er erwachsen war, und dabei war er doch nur ein ganz gewöhnlicher Cousin! Aber jetzt machte er sich wirklich ganz nett.

Endlich wurde auch die Schule geschlossen. Wer ermißt die Wonne dieses Tages. Ist schon der Sonnabend-Schulschluß schön, was ist er gegen den letzten Tag vor den Ferien, und nun gar vor den Weihnachtsferien! Wie freundlich lachten die tristen Schulstuben, Herr Koller machte in der Geographiestunde lauter Späßchen, und Fräulein Luise Berthold erschien mit ihrem mildesten Lächeln in der Klasse, um die Zensuren auszuteilen und den Wiederbeginn der Schule auf den siebenten Januar, den Tag nach Hochneujahr, zu verkünden. Dann stürmte man hinaus, zog sich an und drängte mit lautem Lachen und Schwatzen nach der Tür, wo Fräulein Amalie Berthold, die neuerdings mit den Fortgeschrittneren zur Übung ständig Französisch, oder das, was sie dafür hielt, sprach, den wilden Strom heut vergeblich mit der täglichen Zauberformel zu hemmen suchte: „Adjeh, mes enfants, ne barlez bas sur les escaliers.“

Am Tag vor dem Fest durften die Kinder bei der Großmutter den Baum schmücken. Das galt fast noch mehr als die Bescherung selbst. Erst wurden Nüsse vergoldet und aus buntem Papier Netze und Ketten geschnitten, dann brachte die Miß auf einem großen Tablett das mit lautem ‚Ah‘ begrüßte Zuckerzeug, an das rote Wollfäden gebunden wurden und bei dem die Miß nie verfehlte, ausdrücklich zu versichern, daß alles gezählt sei. Indessen ist bei solchem

heiklen Geschäft Bruch unvermeidlich, und Zerbrochnes muß gegessen werden. Karl hatte das meiste Malheur mit den hübschen, mit Likör gefüllten Zuckerkränzen, während bei Mademoiselle, Martha und Friede mehr die Fondantstückchen Neigung zeigten, in der warmen Hand zu erweichen und auseinanderzubrechen. Paulchen aber genoß wahllos alles, was ihm gestattet wurde. Die in den Zweigen hängenden Stücke nachzuzählen war sogar der Miß unmöglich, und es blieb auch immer noch genug, um am Sylvesterabend im Lotto ausgespielt zu werden.

Am vierundzwanzigsten erwachte man natürlich unendlich früh, um einen unendlich langen Tag zu verleben. Die alten Puppen waren bereits früh um zehn in Ordnung gebracht und saßen erwartungsvoll herum, der neuen harrend, die der Abend bringen würde. Friede dachte an all die schönen Puppen, Möbel, Service, die sie in Schaufenstern gesehen und in jugendlichem Optimismus auf ihrem langen, langen Wunschzettel aufgeführt hatte, ohne sich zu erinnern, daß ihre Mutter regelmäßig im Familienkreise um die Weihnachtszeit zu betonen pflegte, wie unendlich viel unnützes Zeug Friede schon besäße, und wie nur nützliche Gaben bei ihr angebracht wären.

Um sechs versammelte sich die Familie, nachdem jeder seine kleine Privatbescherung im eigenen Haus abgehalten hatte. Bei Emma Kramer gab es immer außer-

ordentlich viel, denn sie gab gern, hatte aber eine wahre Leidenschaft für billige Einkäufe, und die neu aufgekommenen Fünfzig-Pfennig-Basare waren für sie wahre Fundgruben. Auch nahm sie bestimmt an, daß diese Stücke von den Empfängern mindestens auf eine Mark taxiert würden.

Bei der Medizinalrätin wurde heut im Wohnzimmer und im Saal empfangen. Es wurde Tee und Kuchen gereicht, während die Gäste sich einstellten. Zuerst kamen Herzpüppchens und wurden zärtlich begrüßt. Annchen mußte sich in die Sofaecke setzen und bekam eine Fußbank. Gleich darauf erschienen Kramers von unten, und dann Albert und Clementine mit der kleinen Carmen. Sie waren in einer Droschke gekommen, und das zarte Kindchen war in unzählige Hüllen verpackt.

„Ihr hättet sie zu Hause lassen sollen," schalt Doktor Kramer, aber Clementine machte sogleich Front gegen ihn. Doktor Täuscher hätte erst neulich gesagt, das Kind müsse abgehärtet werden.

„Ich konnte es nicht übers Herz bringen," entschuldigte sich Albert, „immer habe ich darauf gerechnet, das Kind diesmal dabei haben zu können, um mich an seinem Jubel zu erfreuen. Es wird schon um acht mit einer Droschke wieder abgeholt." Und er drückte Kramer heimlich die Hand. Nun fehlte nur noch Tante Adele mit Fräulein Susi, die zur Ent-

rüſtung der Kinder, wie immer, auf ſich warten ließ. Sie bemühte ſich nie, Geſchenke auszuſuchen und händigte allweihnachtlich ihren generöſen aber feſtſtehenden Satz, ſechzig Mark für jeden Neffen und für jede Nichte, dreißig Mark für die zweite Generation, in blanken Bergmannstalern der Miß zur Verteilung auf die Plätze aus. Nur für ihre Schweſter Beate brachte ſie immer irgend etwas, wenn auch meiſt nicht ſehr Paſſendes mit. Dies Jahr war es ein Körbchen mit reizend ausgeführten Marzipanfrüchten und Gemüſen, ein Geſchenk, bei deſſen Anblick Friede das Waſſer im Munde zuſammenlief, das aber leider noch an demſelben Abend nach Tante Adelens Fortgang zwiſchen Annchens Geſchenke wanderte, die diesmal merkwürdig viel Dinge erhielt, die mehr für ein kleines Kind wie für ſie paßten.

Als Tante Adele endlich halb ſieben erſchien, hatte Karl ſchon wegen Ungezogenheit eine Ohrfeige bekommen, Paulchen eine Taſſe zerbrochen, und die kleine Carmen weinte in der Sofaecke vor Müdigkeit, Verlegenheit und Ungeduld, obgleich ihr Vater ſie beſtändig zu erheitern verſuchte. Clementine konnte nicht viel mit ihr anfangen, und von den andern faßte ſich keiner ein Herz zu dem kleinen Affengeſichtchen. Annchen hatte ſich ihr zuwenden wollen, aber Emma hielt ſie mit der boshaften Bemerkung zurück: „Laß doch, du wirſt dich verſehen.“

Endlich öffnete die Miß die Flügeltüren zur guten Stube, in der der venezianische Lüster brannte und der Tannenbaum im Lichterschmuck den Kindern nun auf einmal wieder fremd und unbekannt erschien. In diesen Moment drängte sich alle Erwartung der letzten Wochen zusammen. Wie die geöffneten Pforten des Paradieses erschienen ihnen die Flügeltüren. Dieser Augenblick kam der Erfüllung gleich.

Aber nun suchten die Augen die Plätze. Friedes fielen sofort auf eine liebliche Wachspuppe mit herzigen, blonden Locken, die der Tür gegenüber in einer entzückenden Wiege lag, doch als sie ihre Schritte zögernd hinlenken wollte, nahm Mama sie bei der Hand und führte sie nach der andern Seite, wo viele gute und nützliche, auch hübsche Gaben lagen, aber nur eine ganz entsetzlich häßliche Puppe mit einem Papiermaché-Kopf, auf dem Augen und Haare mit grellen Farben aufgemalt waren, und die ein braun und gelb kariertes Kleid trug, welches, wie Friede sofort erkannte, aus einem Rest von Mamas Schlafrock gemacht war.

Und nichts, nichts von dem, was sie geträumt! — Friede vermochte kaum einen matten Dank zu stammeln. Mariechen Wend erklärte ihr, daß sie zum Spielen nun eigentlich mit zwölf Jahren viel zu groß sei, daß sie ihr nur, um sie nicht ganz zu enttäuschen, eine Puppe noch mit beschert habe, an die man aber natürlich nicht viel gewandt habe, da es sich bei der

kurzen Zeit, die Friede noch damit spielen würde, nicht gelohnt hätte.

Jetzt kam Martha angelaufen. „Ist das deine? Nein, was für ein Scheusal! Hast du keine andere? Sieh bloß meine, die ich von Tante Annchen gekriegt habe, wie herzig!“

Tante Annchen war schon selbst dabei, unter allgemeiner Neckerei das Püppchen anzukleiden, in die Spitzenröckchen, in das weiße Taufkleid und den rosaseidenen Tragmantel. Aus Dankbarkeit für Kramers kleine Verordnungen hatte sie Martha die wunderhübsche Babypuppe mit Aussteuer geschenkt, während Friede, gegen die sie keine Verpflichtungen hatte, gleichwohl in ihrer Eigenschaft als Nichte eine reizende Spitzen- und Rüschengarnitur bekommen hatte. Auch ein nettes Wollkleid hatte sie von der Großmama erhalten und ein französisches Buch, das zwar sehr hübsch sein mochte, aber doch mit dem Stachelzaun der fremden Sprache umgeben war. Sie war im tiefsten Herzen bitterlich enttäuscht. Und war es nicht immer so gewesen, blieb die Erfüllung nicht stets weit hinter ihren Wünschen zurück? —

Paulchen tobte vergnügt mit einer großen Post herum, Karl probierte seine Elektrisiermaschine, Fräulein Susi, die jetzt offenkundig mit Herrn Kleinhampel verlobt war, prüfte das Muster eines glänzenden Damastgedeckes, während Mademoiselle erfreut einen schö-

nen Pelzkragen ſtreichelte. Aber einer war da, deſſen Erwartungen auch nicht erfüllt worden waren.

Als Albert mit der kleinen Carmen auf dem Arm die Weihnachtsſtube betrat, hatte der ganze Jubel, auf den er ſich gefreut, in einem matten Lächeln beſtanden, das beim Anblick des Lichterbaums verſchönernd über das kleine, gelbe Geſichtchen huſchte. Aber dann hatte ſie wieder die Angſt vor der fremden Umgebung und den vielen Menſchen ergriffen, und ſie hatte ihr Köpfchen verſteckt. Als man ihr nun gar den ihr zugedachten bunten Zappelmann tanzen ließ, wobei er ſchallend mit ſeinen Armen die Becken zuſammenſchlug und alle Glöckchen an ſeinen Kleidern klangen, brach ſie in lautes Angſtgeſchrei aus, und Albert mußte ſie hinausbringen.

Im Laufe des Abends brach die Weihnachtsſtimmung bei Friede doch wieder durch. Sie beſah die Geſchenke der anderen, auch die neue Serie durch das efeuumrankte Fenſter ſchauender Enkelkinder, mit der man die Großmama, wie alljährlich, überraſcht hatte. Dann kehrte ſie zu ihrem eigenen Platz zurück. Sie unterſuchte ihren neuen Federkaſten, der alles Nötige reichlich enthielt, entdeckte noch einen Schirm, hübſche Krawatten und allerlei nette und erfreuliche Geſchenke. Das Bild ihrer phantaſtiſchen Erwartung begann zu verblaſſen, und die Gegenwart trat in ihre Rechte. Sie las ein wenig in ihrem Buch, das gar nicht ſehr ſchwer

war, aß ein Stück Honigkuchen und ein paar Nüsse von ihrem Teller und sog den Duft der herunterbrennenden Wachskerzen dabei ein. Nach einer Weile nahm sie die häßliche Puppe auf den Schoß.

„Wie soll sie heißen?“ fragte Martha.

„Erst sage, wie deine heißen soll, du machst mir ja sonst doch nur alles nach.“

„Meine heißt Röschen,“ entschied Martha.

„Wie ordinär,“ rief Friede, „meine soll Veronika heißen.“

„Pah, der Name ist viel zu schön für die häßliche Puppe!“ hohnlachte Martha. „Sie hat nicht mal Haare, und solche Glotzaugen! Sieh mal, meine hat Flachslocken und Schlafaugen!“

„Meine Puppe kann einen so schönen Namen haben, wie sie will, und nun grade soll sie ihn haben! Dich geht es gar nichts an, und schlecht machen sollst du sie auch nicht,“ rief Friede mit Tränen in den Augen. Und als Martha trällernd mit Schönröschen abzog, flüsterte Friede ihrem Kind ins Ohr: „Wenn du auch nicht so schön bist, so habe ich dich doch lieb, weil du mein Kind bist, und du bist mir tausendmal mehr als der wächserne Großaffe.“ Knisternd verloschen die Kerzen, und nur noch der venezianische Kronleuchter warf sein Licht über den bunten Tand. —

Friede träumte in dieser Nacht, sie ginge mit Tante Annchen auf der Bürgerwiese. Sie trug ihre Puppe

Veronika auf dem Arm, die aber wirkliches Haar hatte und die Augen bewegte. Sie schämte sich zwar etwas, noch mit einer Puppe auf der Straße gesehen zu werden, wurde aber getröstet durch die Wahrnehmung, daß Tante Annchen selbst, groß und verheiratet wie sie war, Marthas neue Wachspuppe auf dem Arm trug, die aber so groß und schwer geworden war wie ein kleines Kind. Alle Leute sahen sie an, und da kam plötzlich auch Onkel Emil daher und schien sehr verwundert über den Anblick. Er wollte wohl noch jemand darauf aufmerksam machen, denn er rief: Miß! Mißchen! — Friede erwachte — sie hörte wirklich Onkel Emils Stimme von unten.

Friede lief ans Fenster. Es mußte noch fast Nacht sein, denn es war noch ganz dunkel. Onkel Emil stand auf dem Hof, und neben ihm Weber mit einer Wagenlaterne, der ausspannen zu wollen schien. „Mißchen! Mißchen!“ rief Onkel Emil lustig. „So ören Sie doch, Sie halte Exe!“ Onkel Emils Witze waren wirklich oft recht arg, und er häufte gern Worte, die mit einem H anfingen.

Jetzt öffnete sich weiter hin ein Fenster, und die Miß steckte den Kopf mit der Nachthaube heraus. Sie schien nicht böse zu sein: „what's the matter, Hemil? Was wollen Sie? Ist bei Hihnen etwas los?“

„Bei mir nicht,“ rief Onkel Emil vergnügt herauf, „aber meine Frau hat vor einer Stunde einen kleinen

Jungen gekriegt. Ich meine einen großen Jungen, einen ganz besonders großen. Es geht ihr gut, aber Kramer soll doch noch einmal nach ihr sehen. Adjö, Mißchen, um acht komm ich wieder, wenn Mutter aufsteht. Daß Sie nichts verraten!" Und damit wandte er sich ab, und die Miß schloß klirrend das Fenster.

Die ganze Familie war entzückt von Emils Söhnchen. Es war groß, es war stark, es war schön. Das Leotier trat fast in den Hintergrund vor dem kleinen Gustavkind. Annchen erholte sich rasch und empfing bald die Gratulationen in ihrem seegrünen Boudoir, in einem reizenden rosa Morgenkleid und einem duftigen Spitzenhäubchen, sie selbst so blühend und morgenfrisch wie eine Rose. Emil fand sie entzückender als je, er nahm jede Mahlzeit an ihrem Bett oder an ihrer Chaiselongue und war unermeßlich stolz auf seine kleine Frau und auf seinen großen Jungen.

Die Taufe sollte großartig werden. Als Friede ihren Traum erzählte, erklärte Onkel Emil, sie solle eingeladen werden, alle Kinder müßten dabei sein, und er bestellte für Friede ein weißes Mullkleid mit schottischer Schärpe im teuersten Laden der Stadt.

Aber es kam etwas dazwischen.

Der kleine Guschi war schon fast drei Wochen alt. Er lag in seinem reizenden Moseskörbchen, einer ganz neu aufgekommenen Erfindung, im Zimmer seiner Mutter, und diese stand, was sie eigentlich noch gar nicht

sollte, auf dem erhöhten Tritt an dem mit blühenden Hyazinthen reich besetzten Fenster, um Emil, der in die Fabrik ging, noch einmal zuzuwinken. Immer wieder drehte er sich um, immer wieder warf Annchen ihm Kußhände zu. Endlich war der letzte Abschiedsgruß getauscht, und sie wandte sich nach dem Zimmer zurück. Der kleine Junge gab irgend einen Laut von sich, der die unerfahrene junge Mutter beunruhigte. Sie wollte schnell zu dem Kind, verwickelte sich in die Schleppe ihres rosa Morgenrocks, tat einen Fehltritt und stürzte die Stufen von dem erhöhten Fensterplatz herunter.

Eiligst hob man sie auf. Die Wärterin brachte sie mit Hilfe der Köchin zu Bett, Robähr lief zu Doktor Kramer und holte Emil nach Haus. Die ganze Familie war wie gelähmt von Entsetzen. Kramer sah den Fall sehr ernst an. Er zog den ersten Spezialisten der Stadt zu, der eine eingehende Untersuchung vornahm. Die Herren zogen sich dann in den Salon mit den Boulemöbeln zurück, wo sie mit gedämpfter Stimme über den schweren Fall und auch ein klein wenig über andere Dinge plauderten. Letzteres jedoch sehr mit Maß, denn der berühmte Spezialist legte sich Beschränkung auf, einesteils wegen Kramers Verwandtschaft mit der Patientin, andernteils weil es sich hier um eine wirklich betrübende Sache handelte.

Täglich wiederholte sich diese Sitzung. Kramer

kam außerdem bei Tag und bei Nacht und hatte immer wieder einen Einfall, um die Schmerzen zu lindern, die Kräfte zu heben und einen Hoffnungsfunken zu erwecken. Unermüdlich tröstete er den verzweifelten Emil, sprach er dem armen jungen Geschöpf Mut und Hoffnung zu, das sich an das Leben klammerte, von dem es ja nur die Sonnenseite kennen gelernt hatte. Blitzschnell war jetzt das Gewölk heraufgestiegen. Dunkler und dunkler ballten sich die großen schwarzen Wolken. „Ich will nit sterben! Heinrich, Heinrich, gelt, du hilfst mir? Ich will bei meinem Kinde bleiben! Emil, mein Süßer, mein Geliebter, halt mich fest!“

Heinrich ergriff ihre Hand und sagte munter: „Aber Annchen, was redest du denn für dummes Zeug? Wer denkt denn an sowas! Natürlich bleibst du hier. Paß mal auf, auf Guschis Taufe tanzen wir zwei zusammen, aber ordentlich.“

Emil aber schlang seine beiden Arme um sie und hielt sie fest an sein angstvoll pochendes Herz gepreßt. Aber zu Häupten des Bettes stand einer, der hatte einen noch viel festeren Griff und zog die Kranke an sich, bis Emils liebevolle Arme erlahmten. Er drängte Kramer beiseite und forderte Schön-Annchen seinerseits zum Tanze auf, und sie konnte ihm nicht widerstehen. Nicht die Kunst des großen Spezialisten konnte sie halten noch der laute Schrei ihres Kindes sie zurückrufen, als der starke Fremde sie am fünften Tage, als

ſich Nacht und Morgen trennten, an ſich riß und mit ihr entfloh. Hinter ihr blieb troſtloſe Öde. Verwaiſt war das fröhliche Neſt, das ſo voll jubelnden, zwitſchernden Liebesglückes geweſen war, verwaiſt der roſige kleine Guſchi in der Wiege, der nun am Sarge ſeiner Mutter in aller Stille getauft wurde. An einem Sonntag war es. Die Tote war unter Palmen im Speiſezimmer aufgebahrt. Es faßte nicht die Zahl der Leidtragenden, die Türen zum Nebenzimmer ſtanden geöffnet, wo noch mehr Herren flüſternd ſtanden und ſchwarzgekleidete, weinende Damen auf den ſeegrünen Boudoirmöbeln ſaßen, während die matte Winterſonne durch das Blumenfenſter mit den roten, blauen und weißen Blumen fiel und die unglückliche Stufe beſchien, an der das Glück dieſes Hauſes geſcheitert war.

Und dann hielt Annchen ihren erſten Ausgang nach dem Wochenbett, den ſie ſich mit Emil bis in alle Einzelheiten grade für dieſen Sonntag ausgemalt hatte. Die Treppe hatte er ſie herunter tragen wollen und die Viktoria mit Gummirädern beſtellen, damit ſie nur ja keine Erſchütterung erlitte. Nun mußte er es andern überlaſſen, ſie die Treppe herunterzutragen, und in dem Wagen, den ſie benutzte, war kein Raum für ihn, um ſie zärtlich zu ſtützen.

Emils Schmerz war grenzenlos und wurde mit jedem Tag größer. Vorüber war nun alles, Annchens helles Lachen, das Geplauder fröhlicher Gäſte in dieſen

Räumen, alles Glück ſeiner einjährigen Ehe, alle aufregenden Sorgen der letzten Tage, das Kommen und Gehen der Ärzte, das lautloſe Hin und Her der Pflegerinnen, ſchließlich die feierlich geſchäftigen Vorbereitungen für die ernſte Feier, das Klopfen und Hämmern — alles vorbei.

Wenn er von der Fabrik heimkehrte in ſein verödetes Heim, ſchien ihm das Leid, das ihn betroffen, immer wie ein böſer Traum. Konnte es wahr ſein? Da hinter der Eßzimmertür war nicht der Teetiſch gedeckt für ihn und ſie, ſaß ſie ihm nicht mit ſchelmiſcher Feierlichkeit gegenüber, bis Robähr ſerviert und ſich zurückgezogen hatte, um dann auf einen Stuhl in ſeiner allernächſten Nähe zu fliegen, um bequemer Küſſe austauſchen zu können? Die hohe, geſchnitzte, eichene Anrichte, die mit blinkendem Silber dieſem Liebesſpiel freundlich zugeſehen, hatte ſie wirklich vor wenigen Tagen, ſchwarz drapiert auf ihren Sarg herabgeblickt? Bewegte ſich nicht da die Türklinke? Würde Änchen nicht gleich mit dem Schlüſſelkörbchen am Arm hereintreten oder mit der Gießkanne, um ihre Blumen zu gießen? Und wenn er hinter ins Kinderzimmer flüchtete und hineintrat zu ſeinem Kleinen, ſtand da nicht die junge Mutter im roſenfarbenen Morgenkleid über das Moſeskörbchen geneigt, um ihrem ‚Guſchkind‘ einen Gutenachtkuß zu geben, und hob ſie nicht lächelnd den Finger: pſt, pſt, ſei leiſe! er ſchläft ſo ſüß?

Und die Nächte, die Nächte! — Glaubte er nicht wieder und wieder ihre leisen Atemzüge neben sich zu hören? Dann streckte er die Hand aus und griff ins Leere. „Annchen, mein Annchen, mein armes, geliebtes Kind, die du immer so bange warst, wenn du einmal abends allein sein mußtest und sogar bei Leo Schutz suchtest und ihn an dein weiches Bett in dem großen, schönen, behaglichen Zimmer riefst und die rosa Ampel brennen ließest, bis dein Emil zurückkam — nun heult der Wind und rüttelt an den Fenstern, und du mußt da draußen liegen, so ganz allein, im Dunkeln, mit den zarten Gliedern auf dem harten Lager, und mit den schweren, schweren, gefrorenen Schollen zugedeckt!“ Auch Friede weinte bitterlich über den Tod der lieben, lustigen Tante Annchen und ein ganz klein wenig über das entgangene Vergnügen und das hübsche neue Kleid, das Mama nun ganz fortgepackt hatte. Und dabei war es noch ein Glück, daß Mariechen Wend bei der Anprobe darauf bestanden hatte, daß sie im Geschäft eine große Stufe hineingemacht und ordentlich in die Nähte etwas eingeschlagen hatten. —

☆ ☆ ☆

Friede ging nun in die erste Klasse. Sie war fünfzehn und lang aufgeschossen, ungeschickt in den Bewegungen, intelligent, phantasievoll und noch durchaus kindlich. Noch immer spielte sie mit der jüngeren

Martha heimlich mit den Puppen und Räuber, Schiffbruch und Robinsonade, natürlich bloß Paulchen zu Gefallen, der jetzt dabei zu den höchsten Ehrenstellen avanciert war, da der Primaner Karl diese Spiele doch jetzt unter seiner Würde fand.

Die Freuden und Leiden der werdenden Jungfrau berührten Friede noch nicht im mindesten. Eines Mittags ging sie mit Else Otto eingehängt nach Hause. Da sahen sie ein lahmes Mädchen von vielleicht zehn Jahren, das an Krücken ging. „Das arme Kind," rief Else mitleidig. Auch Friedes Herz schwoll von Mitgefühl. „Wie traurig! niemals kann es laufen und springen und herumtollen wie andere Kinder, muß immer von ferne stehen und zusehen. Ach, wie schrecklich muß das sein!"

„Ja, und weißt du, was das allerschlimmste ist, das arme Ding wird ja auch niemals tanzen können, niemals auf einen Ball kommen! O, wie dauert sie mich," sprach Else, die schon ein Jahr älter war.

„Ach ja," stimmte Friede schnell zu, um nicht kindisch und unerwachsen zu erscheinen, aber innerlich blieb sie völlig teilnahmlos bei dieser Vorstellung. Sie hatte früher Tanzstunde in einem Privatkinderzirkel gehabt, aber sie hatte es da sehr langweilig gefunden. Mit großem Widerwillen war sie hingegangen und hätte gewiß nichts dagegen gehabt, durch irgend etwas, selbst durch Lahmheit, am Tanzen verhindert worden zu sein.

Bis zum Laufen, Springen und Tollen reichte ihr Verſtändnis und damit ihr Mitgefühl, was darüber hinausging, ließ ſie kalt.

Auch an den holden Schwärmereien ihrer Mitſchülerinnen beteiligte ſie ſich nicht. Es war ihr unmöglich zu begreifen, wie Irma von Marſchall ihr ganzes Geld für Blumen ausgeben konnte, die ſie heimlich jeden Tag auf der Türſchwelle der angebeteten Heroine des Hoftheaters niederlegte. Und als die Klaſſe nach dem Abgang des angeſchwärmten Geſchichtsprofeſſors gelobte, die von ihm in der letzten Stunde an die Wandtafel geſchriebenen Worte: Schlacht bei Xeres de la Frontera 711 n. Chr. zum ewigen Andenken ſtehen zu laſſen und fortan nur noch die andere Seite der Tafel zu benutzen, wiſchte ſie, als ſie die Woche hatte, die geweihten Worte ſogleich mit dem Schwamm ab und ſagte, das ſei alberner Götzendienſt, worüber ſich ein Sturm der Entrüſtung erhob.

Auch in den engliſchen Lehrer, den hübſchen Mr. Scott, war ſie nicht verliebt und tat nur ein ganz klein bißchen ſo, weil es eben unbedingt zum guten Ton in der erſten Klaſſe gehörte. Mit den engliſchen Lehrern hatten die guten Fräulein Bertholds wirklich ihre Not. Für Franzöſiſch hatten ſie für die Oberklaſſen ſeit Jahren den ältlichen, dicken Profeſſor Brouillard, einen ſehr gelehrten und außerordentlich ſtrengen Herrn, der ſelbſt eine franzöſiſche Grammatik und einen Leit-

faden der französischen Literatur geschrieben hatte, nach denen man natürlich lernen mußte, und der es verstand, jede Backfischalbernheit im Keime zu ersticken. Aber seine Ansprüche an Fräulein Bertholds Geldbeutel waren sehr hoch, und er steigerte sich von Jahr zu Jahr. Darum mußten sie versuchen, im Englischen einen Ausgleich eintreten zu lassen. Gab es doch auch in Dresden junge Engländer die Hülle und Fülle, die nicht abgeneigt waren, sich ein Taschengeld durch Unterricht an einer Mädchenschule zu verdienen. Aber man hatte kein rechtes Glück in der Wahl.

Mr. Pelham, ein flotter junger Herr, begann bald einen heimlichen Briefwechsel mit einer Pensionärin, der reichen Russin Mascha Ballan. Die Sache wurde entdeckt, und Pelham flog. Dann wählten sie unter den Bewerbern einen großen, schönen, blondbärtigen Menschen, Mr. Well, der sich nur für Football und absolut nicht für die jugendliche Weiblichkeit interessierte. Er unterrichtete die erste Klasse ein Vierteljahr, beschränkte sich darauf, sie lesen zu lassen und sprach nach beglaubigten Zeugenaussagen in diesen drei Monaten nur drei Sätze: Very well! Go on! The next! Und auch diese quetschte er nur so heraus, als wenn er sie sich gewaltsam abringen müßte. Man pilgerte jeden Mittwoch- und Sonnabendnachmittag nach dem großen Garten, um Mr. Well beim Football zu beobachten. Aber verlieben konnte man sich nicht in ihn. Es kann jedoch

niemand zween Herren dienen, Mr. Well brach schließlich beim Football das Schlüsselbein und zwei Rippen und mußte sein Nebenamt als Lehrer niederlegen.

Darauf kam der hübsche Mr. Scott mit dem länglichen Gesicht, dem herabhängenden, blonden Schnurrbart, den träumerischen Blauaugen und der Neigung bei jedem Wort zu erröten. Seine einnehmende Schüchternheit bewog Fräulein Luise, über sein gefährliches Äußeres hinwegzusehen. Es war aber auch wirklich rätselhaft, was ihn veranlaßt hatte, sich um die Stelle des englischen Lehrers an der Bertholdschen Schule zu bewerben, denn er bekannte sich offen zu dem Grundsatz: I'd rather face a crocodile, then meet a ladies-scool. Seine Schüchternheit machte ihn natürlich nur noch begehrenswerter. Die Backfische bemühten sich nach Kräften, ihn zu lehren, dieselbe zu überwinden. Sie schmuggelten ihre Poesiealbums in die Diktathefte, die mit rosenfarbenen und himmelblauen seidenen Bändern zusammengeknüpft und dann in Papier geschlagen wurden, damit ‚die Luise' es nicht sehen sollte, und Mr. Scott schrieb hübsche Verschen ein, wo immer etwas von love drin vorkam, und schmuggelte die Albums wieder zurück.

Das alles war nämlich so ungemein reizvoll, weil ‚die Luise' streng verboten hatte, Mr. Scott ein Poesiealbum zum Einschreiben zu geben, das man doch allen andern Lehrern geben und offen aufs Katheder legen

durfte. Sie ſchrieben dann irgend einen Spruch der Weisheit und Tugend ein, eine ernſte Mahnung für den ſpäteren Lebensweg, und gaben es ganz offenkundig wieder zurück, was natürlich lange nicht ſo nett war, wie die hübſche, kleine Heimlichkeit mit Mr. Scott. Man ſchwärmte furchtbar für ihn, und Elſe Otto hatte ihren ganzen ‚Herrig, Collection of British Classical Authors' mit gezeichneten Randleiſten verziert, aus denen überall Mr. Scotts Geſicht herauslugte, das Elſe mit beſonderer Virtuoſität zu treffen verſtand. Sie fing erſt mit dem herabhängenden Schnurrbart an und umrahmte dieſen dann mit dem klaſſiſchen Oval des Geſichts. Das Weitere fand ſich leicht von ſelbſt.

Wie geſagt, Friede machte nur ſo mit, weil es eben Mode war, auch hatte ſie keinen Primaner, mit dem ſie ſich heimlich traf. Dafür ſtand ſie in Briefwechſel mit Vetter Ernſt, der jetzt in London in Stellung war. Sie ſchrieben ſich ganz harmloſe und luſtige Briefe, was Mariechen Wend ſehr encouragierte, denn ſie wünſchte heimlich nichts ſehnlicher, als daß Friede einmal ‚in der Familie' bleiben ſollte. Friede ſchrieb von ihren Schulgeſchichten und Ernſt ſcherzhaft belehrende Artikel über das Leben in der Fremde. Doch pflegte Mariechen alle kommenden und abgehenden Briefe erſt durchzuleſen.

Im Hauſe hatte ſich nicht viel verändert. Der

junge Martin hatte wieder ein Kind bekommen, und der alte sprach davon, sich wirklich nächstens zur Ruhe zu setzen, obgleich die Frau Prinzessin Friedrich ihm immer huldreich davon abredete, wenn er in seinem schwarzen Bratenrock zum Maßnehmen bei ihr im Palais erschien. Man sah den alten Martin gern, und er verdankte diese Beliebtheit einem Transparent, das er einst bei der Geburt des Thronfolgers an seinem Laden angebracht hatte, als man in der Stadt gar festlich mit irdenen, mit Talg gefüllten Näpfchen oder mit in Flaschen gesteckten Kerzen illuminierte. Es enthielt die Worte: ‚Ein treues Herz fürs Sachsenland ist besser als viel Licht verbrannt!' Diese Worte hatten die Allerhöchste Teilnahme erregt und ihm den Hoflieferantentitel eingetragen.

Neuhaus hatten den Wunsch geäußert, gleichfalls Spiegelscheiben in ihren Laden zu bekommen, da sie ihr Geschäft etwas erweitern und modernisieren wollten; Hermine Vogel saß längst im Geschäft ihres Mannes in der Brüdergasse und verkaufte Korallenarmbänder und Amethystbroschen, ihr Bruder aber hatte sich den Bart stutzen lassen, trug das Haar goldblond gefärbt und noch viel genialer gelockt als früher und hatte in seinem Laden eine neue Attraktion, eine junge Frau mit schwarzen Augen und ungemein modisch frisiertem Haar, die er ursprünglich als Laden- und Wirtschaftsfräulein engagiert hatte, aber als sie gut einschlug,

sicherheitshalber doch lieber gleich fest geheiratet hatte. Es kamen wieder viele Herren in den Laden, und Vogel mußte wieder die Tür von der Werkstatt auflassen. Das Geschäft ging sehr gut, aber er mußte tüchtig aufpassen, denn die junge Frau war noch ein ganzes Teil freundlicher und entgegenkommender gegen die Kunden, als Schwester Minchen es gewesen, als sie noch jung war.

Emil trauerte noch immer um sein Annchen. Nicht mehr so laut, nicht mehr so heiß, aber sie war noch unersetzt und unvergessen. Der kleine Guschi war ein reizender und kräftiger kleiner Bursche geworden, den die Wendische Maari, die gleich nach der Katastrophe zu ihrem Emil ins Haus gezogen war, mit viel Sorgfalt und Glück aufgezogen hatte. Im letzten Sommer hatte er mal ein wenig blaß ausgesehen und weniger Appetit gehabt, da hatte Kramer einen Aufenthalt an der See vorgeschlagen, und Mariechen hatte auf Emils Wunsch den Kleinen sechs Wochen nach Norderney begleitet. Da hatte er sich wieder ganz prächtig erholt.

Am heiligen Abend war man natürlich wieder bei der Medizinalrätin versammelt, und Guschi bildete den Mittelpunkt. Alles, was ein Kinderherz begehren konnte, war über den Kleinen ausgeschüttet worden, und man hatte ihm einen ganzen Spielwarenladen aufgebaut.

Für Friede hatte es diesmal zwei Überraschungen

gegeben, auf die ſie in ihren kühnſten Träumen nicht gehofft hatte. Mariechen hatte einen neuen Nähtiſch bekommen und ihren alten für Friede ſehr hübſch zurechtmachen laſſen. Ein eigener Nähtiſch! Friede nähte zwar nicht gern, aber nun wollte ſie gewiß furchtbar fleißig ſein! Und eingerichtet war er auch, mit Band und Knöpfen, mit Zwirn und bunter Seide in allen Farben, und von der Miß bekam ſie eine engliſche Schere und einen ſilbernen Fingerhut dazu. Aber das Beſte, das Schönſte, das Unglaublichſte, an das Friede noch gar nicht zu denken gewagt hatte, das ſie in einen ungeahnten Himmel voll Seligkeit hob, war ein kleines Etui, das eine goldene Uhr enthielt. Es war ein Geſchenk von Onkel Emil, mit dem er ſich für Mariechens Badereiſe revanchierte. Friede war ganz überwältigt. Nie in ihrem Leben war ihr ein ſolches überreiches, gleichſam gehäuft volles Glück widerfahren.

Immer hatte ſie vorher gehofft und erſehnt und erwartet und ſich das Kommende ſo rieſengroß, ſo unmöglich reich und ſchön vorgeſtellt, daß die Erfüllung ihr ſtets eine Enttäuſchung bringen mußte. Und nun war ihr ja ſo ganz überraſchend etwas gekommen, das weit, weit über ihre kühnſten Hoffnungen und Wünſche ging. Zur Einſegnung hatte ſie vielleicht — möglicherweiſe — günſtigſtenfalls an eine ſilberne Uhr gedacht, und nun hielt ſie dieſes reizende kleine Wunderwerk in den Händen, das noch viel ſchöner war als Mamas

Uhr, und das ihr Eigen sein sollte. Friede hätte nicht gedacht, daß ein Menschenherz so viel Glück und Freude fassen könnte. Und sie lief von einem zum andern und zeigte ihren Schatz. Aber Mademoiselle Dutel war neidisch, und der Ärger gab ihr die Worte ein, es sei unrecht, es sei sündhaft, sich so zu freuen, wo so viele arme Menschen heut wenig oder nichts bekommen hätten. Da gab es in Friedes Herzen einen kleinen Mißklang, und ihr schönes, ihr vollkommenes Glück hatte einen kleinen, feinen Sprung bekommen.

Und dann kam Mama und sagte, die Uhr sei viel zu schön und kostbar, als daß Friede sie schon tragen dürfte, und sie würde sie wegschließen und aufheben, bis Friede zwanzig Jahre alt sein würde und eine solche Uhr zu tragen verstünde. Da wurde der Sprung so viel größer und tiefer, daß das Glück an diesem Abend gar nicht mehr klingen wollte, denn mit Mamas Aufheben hatte Friede schlechte Erfahrungen gemacht. Sie bekam die eingeschlossenen Geschenke manchmal erst dann wieder heraus, wenn sie ihr gar keine Freude mehr machten, in der weitaus größten Mehrzahl der Fälle aber sah sie sie überhaupt nie wieder, denn Mariechen benutzte den für Friede doch überflüssigen Tand, um ihn bei irgend einer Gelegenheit weiter zu verschenken, um dadurch eine Geldausgabe zu sparen.

Mit dem Aufheben der Uhr hatte sie es übrigens diesmal nicht so ernst gemeint, da Emil die Bedingung

gegeben, auf die ſie in ihren kühnſten Träumen nicht gehofft hatte. Mariechen hatte einen neuen Nähtiſch bekommen und ihren alten für Friede ſehr hübſch zurechtmachen laſſen. Ein eigener Nähtiſch! Friede nähte zwar nicht gern, aber nun wollte ſie gewiß furchtbar fleißig ſein! Und eingerichtet war er auch, mit Band und Knöpfen, mit Zwirn und bunter Seide in allen Farben, und von der Miß bekam ſie eine engliſche Schere und einen ſilbernen Fingerhut dazu. Aber das Beſte, das Schönſte, das Unglaublichſte, an das Friede noch gar nicht zu denken gewagt hatte, das ſie in einen ungeahnten Himmel voll Seligkeit hob, war ein kleines Etui, das eine goldene Uhr enthielt. Es war ein Geſchenk von Onkel Emil, mit dem er ſich für Mariechens Badereiſe revanchierte. Friede war ganz überwältigt. Nie in ihrem Leben war ihr ein ſolches überreiches, gleichſam gehäuft volles Glück widerfahren.

Immer hatte ſie vorher gehofft und erſehnt und erwartet und ſich das Kommende ſo rieſengroß, ſo unmöglich reich und ſchön vorgeſtellt, daß die Erfüllung ihr ſtets eine Enttäuſchung bringen mußte. Und nun war ihr ja ſo ganz überraſchend etwas gekommen, das weit, weit über ihre kühnſten Hoffnungen und Wünſche ging. Zur Einſegnung hatte ſie vielleicht — möglicherweiſe — günſtigſtenfalls an eine ſilberne Uhr gedacht, und nun hielt ſie dieſes reizende kleine Wunderwerk in den Händen, das noch viel ſchöner war als Mamas

Uhr, und das ihr Eigen sein sollte. Friede hätte nicht gedacht, daß ein Menschenherz so viel Glück und Freude fassen könnte. Und sie lief von einem zum andern und zeigte ihren Schatz. Aber Mademoiselle Dutel war neidisch, und der Ärger gab ihr die Worte ein, es sei unrecht, es sei sündhaft, sich so zu freuen, wo so viele arme Menschen heut wenig oder nichts bekommen hätten. Da gab es in Friedes Herzen einen kleinen Mißklang, und ihr schönes, ihr vollkommenes Glück hatte einen kleinen, feinen Sprung bekommen.

Und dann kam Mama und sagte, die Uhr sei viel zu schön und kostbar, als daß Friede sie schon tragen dürfte, und sie würde sie wegschließen und aufheben, bis Friede zwanzig Jahre alt sein würde und eine solche Uhr zu tragen verstünde. Da wurde der Sprung so viel größer und tiefer, daß das Glück an diesem Abend gar nicht mehr klingen wollte, denn mit Mamas Aufheben hatte Friede schlechte Erfahrungen gemacht. Sie bekam die eingeschlossenen Geschenke manchmal erst dann wieder heraus, wenn sie ihr gar keine Freude mehr machten, in der weitaus größten Mehrzahl der Fälle aber sah sie sie überhaupt nie wieder, denn Mariechen benutzte den für Friede doch überflüssigen Tand, um ihn bei irgend einer Gelegenheit weiter zu verschenken, um dadurch eine Geldausgabe zu sparen.

Mit dem Aufheben der Uhr hatte sie es übrigens diesmal nicht so ernst gemeint, da Emil die Bedingung

an sein Geschenk geknüpft hatte, daß das Kind die Uhr auch tragen dürfte, aber sie hielt es immer für pädagogisch, allzugroße Freude zu dämpfen, und nach dem Gefühl der Befriedigung, das sie erfüllte, als Friede jetzt still und stumm dastand und die Uhr wieder in das Etui zurücklegte, muß man annehmen, daß sie recht hatte.

Nachdem der kleine Gustav fortgeholt war, wurden die Lichter am Baum ausgelöscht. Es war nun nicht mehr so hell im Zimmer, und auch über die Stimmung der Erwachsenen legte sich ein Schatten. Jeder gedachte in der Stille des heiligen Abends vor drei Jahren, wo die liebliche junge Frau mit dem fröhlichen Gesichtchen und der rührend ungeschickten Gestalt Marthas Puppe angeputzt und lachend in vorahnendem Glück in den Armen gewiegt hatte. Und wie schnell es erfüllt worden und wie bald es zerschellt war.

Albert hatte sich gleich zu Anfang, sobald es anging, zurückgezogen. Während man noch mit Guschi spielte, saß er allein im Saal und las das Dresdener Journal so aufmerksam wie alle Abende. Der Kinderjubel widerstrebte ihm.

Auch er dachte an das Weihnachtsfest vor drei Jahren.

Es war doch gut, daß er sein Kind einmal dabei gehabt, wie er es sich immer gewünscht hatte. Er dachte nicht mehr daran, wie es geweint und sich gefürchtet

und ſich und ihm die Freude verdorben hatte, er ſah es nur den Chriſtbaum anlächeln, als er es hereintrug, und den Glanz der Weihnachtslichter in den dunkeln Augen ſchimmern. Hunderttauſendfach ſpiegelte ſich dieſes kurze Aufleuchten in ſeinem Herzen wider und erfüllte es in der Erinnerung mit glanzvollem Licht. Und das war gut, denn nie wieder hatten Weihnachtskerzen in dieſe Kinderaugen geſchienen. Im darauffolgenden Herbſt war die kleine Carmen nach langem, ſchwerem Leiden heimgegangen. Wie hatte Albert in den letzten traurigen Wochen gelitten und doch noch immer gehofft. Schreckliche Krämpfe ſchüttelten das arme, ſchwache Körperchen, die Zähnchen, die ſo ſchwer und ſpät gekommen, und über die ſich der Vater ſo unſäglich gefreut hatte, raſſelten und klapperten zuſammen, und doch, und doch konnte er es nicht über ſich gewinnen, dieſes koſtbare Gut, dieſes ſein einziges Glück auf Erden fahren zu laſſen. Er wich nicht von ihrem Bettchen, er beſchwor die Ärzte um Rettung, er wollte nicht glauben, daß es ſich ſchon um den Todeskampf handelte, und er hoffte, hoffte bis zuletzt. „Übermorgen iſt ihr Geburtstag, ihr vierter Geburtstag. Wenn ſie nur bis dahin lebt, dann muß es beſſer werden.“ Daran klammerte er ſich. Dieſer Tag, der ihm einmal das höchſte Glück gebracht hatte, würde es wieder bringen, eine Wendung, die ihm ſein Kind von neuem ſchenkte.

Es war, als wenn ſein heißer Wunſch ſie hielte. Die kleine Carmen lebte wirklich bis zu ihrem Geburtstag, der ihr die Erlöſung brachte. An demſelben Tag, an dem Albert einſt aus den Händen der Wärterin das kleinwinzige, häßliche, gelbe Geſchöpfchen, das ihm das ſchönſte Kind auf Erden dünkte, mit den Worten empfangen hatte: „Mein Gott, iſt es denn möglich, daß mir noch ſolch ein Glück beſchieden ſein ſoll?“ — an dieſem ſelben Tage drückte er nun die entſtellte kleine Leiche an ſich und flüſterte mit irren Sinnen vor ſich hin: „Meine kleine Carmen halte ich ſo gerne in den Armen.“

Den Hampelmann mit den Becken, vor dem ſie ſich am heiligen Abend ſo geängſtigt hatte, legte man ihr mit in den Sarg. Er war ihr noch ein lieber Freund und Tröſter geworden und hatte oft mit ſeinen ſchallenden Beckenſchlägen und klingenden Glöckchen ein mattes Lächeln auf das ſchmerzverzogene Geſichtchen gelockt.

Clementine hatte ihr Töchterchen auch beweint, aber während der Krankheit hatte ſie nicht bei ihm ſein können. Sie hatte ein zu gutes Herz und zu zarte Nerven, um ſolch unangenehme Eindrücke in ſich aufnehmen zu können. Schließlich tröſtete ſie ſich bald, denn die Kleine hatte doch im Grunde immer ihr feines äſthetiſches Gefühl beleidigt, dieſes Kind, dem ſie doch ihrem Mann und ſeiner ganzen Familie zum Trotz

einen so poetischen Namen gegeben hatte, hoffend, daß sich aus dem kleinen, schwarzen Äffchen eine dämonische Zigeunerschönheit entwickeln würde.

Sie schaffte sich sehr elegante und aparte Trauertoiletten an und ließ ihren Schmerz in Beethovenschen Sonaten und Chopinschen Nokturnen verklingen.

Die Medizinalrätin hatte im vergangenen Jahr ihren fünfundsiebzigsten Geburtstag gefeiert. Er war festlich begangen worden, und Friede hatte bei dieser Gelegenheit das weiße Kleid mit der schottischen Schärpe noch ganz gut tragen können, nachdem der große Einschlag und der Saum herausgelassen worden waren. Die Großmutter war aber nicht mehr ganz so rüstig wie früher. Sie war noch mehr zusammengeschrumpelt, und ihr Gesicht sah welk und verfallen aus. Das Unglück ihres Herzpüppchens war ihr zu nahe gegangen. Dieser Kosename wurde nicht mehr gebraucht, seitdem man ihn in die Mehrzahl versetzt hatte und aus dieser wieder eine Einzahl geworden war, nur die Medizinalrätin fing in letzter Zeit wieder an, den kleinen Gustav so zu nennen. Die alte Dame wurde vergeßlich. Wenn sie ihr Nachmittagsschläfchen gehalten hatte, dachte sie manchmal, ein neuer Tag habe begonnen, kürzlich passierte Dinge vergaß sie, und lang, lang zurückliegende versetzte sie in die jüngste Zeit. Mitunter hielt sie Friede für Mariechen und Guschi für seinen Vater, auch ging sie zuweilen plötzlich aus, ohne jemand ein

Wort vorher zu ſagen, und ſchon zweimal hatte ſie der junge Herr Martin reſpektvoll wieder heraufgeführt, als er ſie ohne Hut, mit der Haube mit den lila Bändern am Ladenfenſter vorbeigehen ſah.

„Ja, meine gute Adele," ſagte ſie zu der Schweſter, als dieſe ſie eines Tages beſuchte, „es iſt gut, daß du kommſt, da kann ich dir nun gleich Adieu ſagen."

„Warum Adieu, Beate, du willſt doch nicht verreiſen?"

„Verreiſen? Nein — ja — doch, ich glaube." — Die Medizinalrätin blickte ſuchend umher, wie um ihre wandernden Gedanken zu ſammeln, „eine große, eine ſehr, ſehr große Reiſe nach . . . ach, weißt du, ich hab's vergeſſen. —"

☆ ☆ ☆

Die Jahre vergingen. Die alte Frau Medizinalrätin war wirklich bald nach dem Geſpräch mit ihrer Schweſter abgereiſt nach unbekannten Ländern. Mariechen hatte die große Wohnung nicht behalten wollen und war mit Friede in eine kleine, hübſche, gemütliche Etage im engliſchen Viertel gezogen. Die alte Rieke war aus Anhänglichkeit bei ihr geblieben, denn Mariechen war jetzt ſelbſtändig und ziemlich vermögend und darum in der Achtung der Welt erheblich geſtiegen. Der Miß war im Teſtament eine lebenslängliche Rente für ihre langjährigen, treuen Dienſte ausgeſetzt,

die es ihr ermöglichte, ihren Lebensabend sorgenlos zu verbringen, und recht zum Hohn starb gleich darauf auch ihre Patin, Mrs. Moxter, neunundneunzig Jahre alt, und hinterließ der armen alten Winnifred Elizabeth Spinnaker endlich die tausend Pfund Sterling, die dieser in ihrer Jugend so gut zustatten gekommen wären. Jetzt seufzte sie nur und sagte: „It never rains, but it pours.“ Sie fühlte sich übrigens noch zu rüstig, um ein ganz untätiges Leben zu führen und zog darum zu Emil, um seinem Hause vorzustehen. Ihr armes, altes, vertrocknetes Herz erwärmte sich an dem Liebreiz des kleinen Guschi, es trieb frische grüne Triebe und umgab die kleine Waise mit treuer Mutterliebe.

Auch Doktor Kramers beschlossen, eine moderne Wohnung zu nehmen, denn für das alte Haus war ein sehr vorteilhaftes Angebot gemacht worden, und die Teilung unter den Erben vollzog sich leichter bei einem Verkauf. So ging das alte Haus mit den Löwenköpfen in fremde Hände über, die Läden wurden noch eleganter und moderner eingerichtet, der kleine Brotladen wurde geopfert, und Vogel vergrößerte sich auf dessen Kosten. Schuster Martin, der junge Martin, er näherte sich auch schon den fünfzig, setzte sich gleichzeitig mit dem alten Vater zur Ruhe und hieß fortan Herr Rentier Martin. Neuhaus wurde gekündigt und die beiden Läden zusammen an ein Bankgeschäft vermietet. Die erste und zweite Etage wurde zu Bureau-

zwecken eingerichtet. Auch konnten weder Fräulein Papſt noch die hochbetagte Kammerjunkers- und Hauptmannshinterlaſſene Tochter die dem jetzigen Wert entſprechende hohe Miete erſchwingen. Sie mußten das alte Haus verlaſſen, das ſie ſolange beſchirmt, und in dem ſie gehofft hatten, ihre Tage zu beſchließen. Ein flottgehender Mittagstiſch etablierte ſich in ihren Räumen.

Das Terrain der beiden Höfe und des Gartens wurde applaniert und dicht mit Hinterhäuſern beſetzt. Der Garten ſelbſt verſchwand mit ſeiner rußigen Pracht. Die alte Traueresche vorn mußte von der Welt verſchwinden ebenſo wie der alte Holunderbuſch hinten am Zaun; das Atelier des Herrn Bichfeld mit dem orangeroten Fenſterchen, ſo wie die Ställe und Kutſcherwohnungen; die moosbewachſene alte Steintreppe zwiſchen den Höfen, ſo gut wie der murmelnde Röhrbrunnen.

Friede fand ſich ſehr behaglich in der neuen Wohnung, aber nach dem vollendeten Umbau ging ſie mitunter an dem alten Haus vorbei, dann trat ſie in den Torweg und ſtarrte auf alles Neuentſtandene und Moderne und dachte mit einem Gefühl des Heimwehs an die Stätten, wo ſie als Kind geſpielt, und die jetzt für immer weggelöſcht waren, wie die Schrift auf einer Schiefertafel.

☆ ☆ ☆

Doktor Kramers, Hofrat Kramers jetzt, bewohnten eine Doppeletage in demſelben Haus im engliſchen Viertel wie Mariechen Wend. Die Schweſtern hatten ihr Leben lang, bis auf Mariechens Verirrung nach Düſſeldorf, unter einem Dach zugebracht und hielten es für unmöglich, ſich ein Leben auszudenken, in dem ſie nicht genau und ſofort Kenntnis von jedem gegenſeitigen Ausgang, jedem Beſuch und jedem Einkauf hätten nehmen können. Emma, die untenwohnende, war im Vorteil, ſie hatte beim Hauswirt durchgeſetzt, daß ein kleines Fenſterchen von ihrer Küche nach dem Treppenhaus durchgebrochen worden war, durch das ihr und ihrer Hulda der Beobachterdienſt erleichtert wurde.

Jeden Morgen ſah ſie durch dieſes Fenſter Albert zu Mariechen hinaufſteigen, hörte ſie ſeinen Jambenſchritt durch die Decke, wie er unermüdlich im Zimmer auf und ab ſchritt und dachte mit Neid, daß dieſe ſeine Lieblingsſchweſter nun den Rahm von allen Neuigkeiten, die ihm ‚ein Herr' erzählt hatte, abſchöpfen würde.

Auf dem Rückweg fand er ſtets die Tür von Hulda geöffnet: „Herr Schöne möchte doch ſo gut ſein und einen Augenblick zur Frau Hofrätin hereinkommen," die ihn dann ſogleich mit den Worten empfing: „Na, was hatteſt du denn heut wieder mit Mariechen zu piſchpern, du haſt ja faſt eine Stunde oben geſteckt?" Dann mußte Albert ſich rechtfertigen und zum Erſatz

nun mit Emma ein halbes Stündchen plaudern, wobei er herumlief und sie strickte, bis er plötzlich zur Tür herausschoß. Verschen aber machte er nicht mehr, seit er seine kleine Carmen nicht mehr in den Armen halten konnte, und von Clementine und ihren Talenten sprach er nur in den allerbittersten Ausdrücken.

Emma saß meist mit ihrem Strickstrumpf am Fenster, von wo sie die Straße unter Augen hatte, im Sommer in ihrem dünnsten und sackförmigsten Kleid, denn sie litt wegen ihrer Korpulenz sehr von der Hitze. Sie verfehlte nie zu bemerken, sie hätte weiter gar nichts drunter, nur ein Hemd, und pflegte dieses auch zu Mariechens höchster Entrüstung durch Hochheben des Gewandes jedem, der es sehen oder nicht sehen wollte, ad oculos zu demonstrieren. Oder sie forderte den Besucher wenigstens auf, sich durch ‚Anfühlen' von der Wahrheit ihrer Behauptung zu überzeugen.

Bei warmem Wetter machte sie sich nicht gern viel Bewegung, aber eins ließ sie sich selbst bei der größten Hitze nicht nehmen, auf den Markt zu gehen und Einkäufe zu machen. Kam sie dann ganz aufgelöst nach Hause, so nahm sie keinen Anstand, auch noch die letzte Oberhülle zu entfernen und sich zur Abkühlung auf einen Stuhl zwischen die geöffneten Fenster und Türen zu setzen, wobei sie aber doch fleißig strickte.

Sie lüftete sich allerdings nur so ausgiebig, wenn ihre Herren nicht zu Haus waren, berichtete aber im-

mer und auch in gemischter Gesellschaft sehr eingehend über ihr Luftbad, als dessen erste Erfinderin man wohl Emma Kramer preisen darf. Mariechen rollte dann die Augen, daß sie ihr fast in die Suppe fielen, und ließ manch strenges ‚aber Emma' fallen.

Martha lachte darüber, sie schlug ganz nach der Mutter. Ein bildhübsches junges Ding, galt sie unter den jungen Mädchen als enfant terrible, das alles gerade herausſagte, was ihr einfiel. Friede war steif und zurechtgelegt wie Mariechen und fand die Tante shocking. „Aber Tante Emma, ich bin sicher, daß Postrats von vis-à-vis dich sehen können." „Na warum denn nicht, wenn es ihnen nicht gefällt, können sie ja wieder wegguden!"

Auf dem Markt machte Emma leidenschaftlich Einkäufe, viel und billig. Sie war der Schrecken der Marktweiber wegen ihres Handelns, und gleichzeitig ihre Hoffnung, denn bei ihr wurden sie häufig los, was wegen mangelnder Frische sonst nicht mehr so leicht Abnehmer fand. Sie erhandelte auf dem Antonsplatz unermüdlich angegangenes Geflügel, welk werdenden Spargel, Rehkeulen, die etwas stark Hautgout und Fische, die schon einen kleinen Stich hatten.

Wenn ihr ein Handel preiswert erschien, das heißt billiger, als es unter normalen Umständen möglich war, konnte sie nicht widerstehen und kaufte, was sich ihr bot. Dann kochte und briet sie mit Lust, aber ihre

eigenen Angehörigen konnten die Herrlichkeiten oft nicht bewältigen, und so war sie genötigt, die engere und weitere Familie zum Essenhelfen mit aufzubieten.

Besonders ihre Hausgenossen mußten häufig dran glauben.

Mariechen kam ungern; sie sah die kulinarischen Genüsse bei ihrer Schwester mit Mißtrauen an und ließ vorher durch Rieke bei Hulda Erkundigungen einziehen, wann und in welchem Zustand die Frau Hofrätin die Fasanen, zu denen man sie geladen hatte, eingekauft hätte.

Die Auskunft war nicht immer appetiterregend, auch beleidigte Emma ja fortwährend Mariechens Zartgefühl, und die Zugluft, die sie ständig umfächeln mußte, vertrug Mariechens zarte Konstitution absolut nicht. Friede dagegen aß mit unverwüstlichem, jugendlichen Appetit eine tüchtige Bresche in Tantens Essen, und da auch die Kinder des Hauses eine gute Klinge schlugen, wurden Emmas Vorräte doch immer wieder alle. Weil sie nun wirklich gutmütig war und gerne gab, so empfand sie beim Anblick der leergemachten Schüsseln und abgenagten Knochen ein Glücksgefühl, das nur wenig dem nachstand, das sie erfüllte, wenn sie am andern Tag wieder mit einem Truthahn nach Haus kam, der zwar bald weg mußte, aber auf den sie dafür einen Taler heruntergehandelt hatte.

Häufig gab Emma auch Gesellschaften. Sie war

ſehr gaſtfrei und lud jeden Bekannten, den ſie auf der Straße traf, zu einem Mittag- oder Abendeſſen ein. Dieſer Gaſt wurde dann der Kriſtalliſationspunkt, um den ſich eine größere Geſellſchaft bildete, denn Emma nahm ihn zum Vorwand zu einem ausgiebigen Marktbeſuch, von dem ſie zwanzigmal ſoviel Proviant heimbrachte, als der Gaſt zur Sättigung bedurft hätte. Dann mußte ſie natürlich zuladen, was ſie ganz wahllos nach der Gunſt des Zufalls ausführte.

Bei dieſen Gelegenheiten gab es gut und reichlich zu eſſen, wie Emma meinte, nämlich ſtatt friſchen Zanders zu gleichem Preis erſtandenen halbfriſchen Lachs oder halbtote Hummer und Ähnliches. Teils dieſerhalb, teils weil wirklich immer ſehr viel da war, mußte Emma immer tüchtig zum Eſſen nötigen, was ſie mit ungewöhnlicher Dringlichkeit beſorgte. Sie fühlte ſich außerordentlich gekränkt, wenn man ihren Speiſen keine Ehre antat, und teilte die Menſchen ganz einfach in zwei Kategorien ein: ſolche, denen es bei ihr ſchmeckte und die ſie liebte, und ſolche, die krüſch waren, die Naſe kraus zogen, hoch kauten, und die ſie deshalb nicht liebte.

Jedenfalls glaubte Emma genug getan zu haben, wenn ſie für feine Hauptſpeiſen geſorgt hatte. Die Nebengerichte erledigte ſie möglichſt ſparſam und nahm keinen Anſtand, zu franzöſiſchen Poularden Kompott von Backobſt reichen zu laſſen. Auch wurde zum Tee

und Kaffee niemals Sahne ſondern immer nur Milch gegeben, was ja weiter nicht auffällig geweſen wäre, wenn nicht Emma ſelbſt mit den Worten: „Ich nehme zum Kaffee immer nur Sahne," aus einem Eckſchränkchen ein Sahnentöpfchen herausgeholt und ſich mit der größten Seelenruhe daraus bedient hätte.

Dieſes Eckſchränkchen enthielt auch ſonſt allerlei gute Sachen, mit denen Emma ſich entſchädigte, wenn ſie ſelbſt von einem Gericht nichts nahm, wofür ſie aber immer ſehr triftige Gründe anzuführen pflegte. Doch wurden aus dem Schränkchen auch Belohnungen an beſonders bevorzugte Gäſte mit vorurteilsloſem Appetit verabfolgt, und wenn ein Gaſt bei warmem Wetter beim Haſenbraten verſicherte, grade ſo, in dieſem Stadium, äße er ihn für ſein Leben gern, konnte man ſicher ſein, daß Emma zum Wandſchränkchen eilen würde, um zum Lohne eine Portion Ingwer oder ein Schüſſelchen eingemachte Erdbeeren vor ihn zu ausſchließlich perſönlicher Benutzung hinzuſtellen.

Daß es Emma trotzdem immer wieder gelang, Gäſte an ihren Tiſch zu locken, dankte ſie einmal der großen Originalität ihres Weſens, die ſie zu einer zwar belachten, aber doch beliebten Perſönlichkeit machte, und dann den vorzüglichen Weinen, auf die Kramer hielt, der ſeiner Frau auf ſeinen Weinkeller nicht den mindeſten Einfluß geſtattete. Dieſes eng umſchriebene Gebiet von vierzehn Quadratfuß Bodenfläche war übri-

gens das einzige im Haus, über das er irgend welche Hoheitsrechte besaß. Eine so geachtete und begehrte Persönlichkeit er außer dem Hause war, so unbedeutend war die Rolle, die er als Hausherr, Gatte und Vater spielen durfte, ja sogar seine überall geschätzten Verordnungen erlaubte sich Emma oft bei ihren Kindern nicht zu befolgen, wenn es ihr grade so paßte.

Bei ganz besonders großen und festlichen Veranlassungen, zu denen, wie Emma zu ihren Verwandten zu sagen pflegte, Krethi und Plethi eingeladen wurden: ‚du auch liebes Mariechen, du auch liebe Clementine,' geruhte man auch zwei Künstler zur Unterhaltung der Gäste mit heranzuziehen, die schon im Hause der Medizinalrätin zu diesem Zweck geladen wurden. Der eine war Herr Arminius von Bode, ein früherer Konzertsänger, der jetzt mit den Überresten seiner ganz hübschen Stimme Gesangunterricht gab und sich einladen ließ. Der andere war ein blasser Pianist mit wallendem schwarzem Künstlerhaar, der früher Karl, jetzt Charles Berner hieß, ein weitläufiger Verwandter vom Goldarbeiter Vogel und darum von Jugend auf von Schönes protegiert, was jetzt anfing, ihm lästig zu werden. Man bezahlte diese Herren nicht, aber man behandelte sie doch beinah so wie die andern Gäste und bat sie nach Tisch ganz freundlich, etwas zum besten zu geben.

Arminius von Bode dachte dann, es könnte leicht jemand dadurch veranlaßt werden, bei ihm Stunden

zu nehmen. Er ließ sich nicht bitten, warf sich in Positur und verkündete meist zu Anfang, er käme vom Gebirge her. Dann sang er ein zweites, kürzeres Lied, und bei Beifall gab er noch eine Zugabe. Dann erging die Aufforderung an Herrn Charles Berner. Dieser ging mit schleppenden Schritten zum Flügel, ließ sich wie zum Tode ermattet auf den Sessel sinken, legte die Hände schlaff auf die Tasten und spielte zwei elegische Stücke, die sich immer sehr gut der behaglichen Verdauungsstimmung anpaßten und reichen Beifall ernteten. Zu einem Encore aber ließ sich Herr Charles Berner nicht bewegen, er lehnte sich malerisch in die Tür, schloß die Augen ein wenig, winkte mit der blassen Hand und sprach: „Ich bedaure wirklich! Ich bin nicht imstande.“ Die Damen aber baten sehr, und die Hausfrau bat und drängte ganz besonders, denn sie sah wirklich nicht ein, warum Herr Charles Berner nach ihrem guten und reichlichen Essen nur immer imstande war, just zwei und nicht mehr Stücke zu spielen. Es hatte ihm anscheinend auch nicht einmal besonders geschmeckt, und so fand sie, daß er doppelt in ihrer Schuld sei. Sie sagte es zwar nicht in Worten, aber man fühlte es allgemein heraus, und als sie Herrn Arminius von Bode aufforderte, Herrn Charles Berner doch noch zu einem dritten Stück zuzureden, da er doch selbst drei Nummern gespendet hätte, entledigte sich dieser der ihm gewordenen ehrenden Aufgabe mit den

malitiösen Worten: „Ja, mein lieber Berner, ich finde auch — für ein warmes Abendbrot mit drei Gängen und einem trinkbaren Glas Wein können Sie etwas mehr leisten.“ Darauf entstand im Salon eine peinliche Stille, ein Engel schwebte durchs Gemach, und man ließ Herrn Charles Berner zufrieden. —

Friede war achtzehn Jahre alt. Neben der hübschen Martha fiel sie sehr ab, aber sie hatte doch auch ihre Vorzüge, die namentlich von Vetter Ernst anerkannt wurden, der jetzt wieder in Dresden lebte und in einer großen Bank angestellt war. Mit seiner Mutter lebte er wegen seiner Schwärmerei in stetem Kampf. Sie stichelte auf seine häufigen Besuche bei Mariechen und ihrer Tochter und verspottete ihn, daß er keinen besseren Geschmack entwickelte. Sie wollte mit ihrem Sohn höher hinaus, denn obgleich sie auch Schönes für die erste Familie der Stadt hielt, so fand sie doch, daß Mariechen durch ihre Heirat zu sehr Kaste verloren hätte, als daß man Friede so eigentlich für mit dazu gehörig ansehen könnte. Sie konnte es aber trotz allem Schelten nicht ändern, daß Ernst fast jeden Abend hinaufging und seiner Cousine allerlei hübsche und auffällige Geschenke machte.

Friede machte diese stille, aber doch einträgliche Verehrung des Vetters wirklich Spaß. Sie freute sich über die hübschen Geschenke, putzte ihre Fenster mit den Blumen, schmückte ihren Schreibtisch mit den Nipp-

ſachen und ſchnabulierte mit Wonne die Bonbons, die er ihr reichlich brachte. Sie prahlte ihren Freundinnen gegenüber mit ihrem Verehrer, neckte ſich mit ihm, las die Bücher, die er ihr lieh und beſprach den Inhalt mit ihm in kritiſchen Geſprächen. Aber weiter empfand ſie nichts dabei.

Friede wußte jetzt zwar die Freuden des Tanzes zu ſchätzen, im übrigen aber ſteckte ſie noch ſehr in der Knoſpe, und Ernſt war zu zartfühlend oder zu ſchüchtern, um dieſe vor der Zeit aufzubrechen.

Von Liebe hatten ſie nie geſprochen.

Einmal hatte er im vorigen Jahre einen Anlauf genommen, das war kurz vor Friedes erſtem Ball, deſſen Erwartung ſie ganz erfüllte. Tante Emma gab ihn, um die beiden Mädchen einzuführen. Wie gewöhnlich wurde Friede nicht müde, ſich das bevorſtehende Feſt in den wonnigſten Farben auszumalen. Sie war mit ihrer Mutter in der Stadt geweſen, um etwas zu beſorgen, und dieſe hatte ermüdet zur Heimkehr die Pferdebahn benutzt, während Friede aus Sparſamkeit zu Fuß zurückging.

Unterwegs traf ſie Vetter Ernſt, der zu Tiſch heimkehrte, da dachte dieſer, als ſie fröhlich plaudernd dahinſchritten, es ſei wohl bald an der Zeit, ein Wörtlein von weiteren Zukunftsplänen zu ſprechen.

„Komm doch heut abend mit der Tante mal zu uns herunter. Martha iſt heut nicht zu Haus, und

wenn die Eltern dann anfangen zuſammen zu piſchpern, können wir beide auch mal etwas miteinander beſprechen.“ „Wir beide?“ fragte Friede erſtaunt. „Was kann denn das ſein?“

„Das kann ich dir hier nicht ſo auf der Straße ſagen, dazu iſt es zu ernſt und zu wichtig.“

„Gewiß iſt es irgend etwas, was euren Ball betrifft!“ rief Friede zuverſichtlich.

„Nein, ganz und gar nicht,“ entgegnete Ernſt ärgerlich.

„Dann weiß ich wirklich nicht, was es ſonſt Wichtiges ſein könnte,“ meinte Friede enttäuſcht.

Auch Ernſt war ernüchtert, er fühlte, daß ſeine Frage noch keinem Verſtändnis begegnen würde und beſchloß zu warten. Als Friede ihn am Abend erinnerte, daß er ihr noch etwas ſagen wollte, und zwar ganz ungeniert in Gegenwart aller, redete er ſich heraus, es ſei denn doch wohl nichts ſo Wichtiges geweſen, denn er habe ganz und gar vergeſſen, was er eigentlich habe ſagen wollen.

Auf dem Ball tanzte er jedoch ſehr viel mit Friede, und ſie war ſehr verdrießlich darüber, denn ſie hätte viel lieber mit andern jungen Herren getanzt, den alten Ernſt konnte ſie doch jeden Tag haben.

Im übrigen verkehrte ſie ganz geſchwiſterlich mit ihm und den andern. Karl ſtudierte in Leipzig Medizin, er kam nur zu den Ferien nach Hauſe, und Paul-

chen war ein recht unartiger Schuljunge geworden, der den jungen Mädchen mit allerlei Neckereien das Leben schwer machte.

Friede und Martha saßen zusammen und machten Weihnachtsarbeiten, obgleich es erst November war. Mariechen und Emma waren zusammen aus. Die beiden Mädchen waren eben dabei, einmal all ihre Herrenbekanntschaften, soweit sie sie schon in diesem Winter gesehen hatten, durchzusprechen, als zu ihrem Leidwesen Paulchen hereinkam, seinen Ranzen ab und in die Ecke warf und sich, so lang er war, auf den Teppich streckte mit dem tiefgefühlten Seufzer: „Ich wollt, ich wär Privatus!“

„Ach, Paul, mach daß du hinauskommst, wir können dich hier nicht gebrauchen,“ rief Martha erzürnt im Großen-Schwesterton. „Und was hast du dich immer auf der Erde herumzuwälzen? Dein Ranzen liegt auch schon wieder in der Ecke. Nein, und wie vollgepackt er wieder ist, du schleppst ja wohl all deine Bücher immer mit dir herum?“

„Omnia mea mecum porto, sagt der Lateiner, holdes Schwesterlein, zu deutsch, alles, was ich besitze, trage ich bei mir,“ entgegnete Paulchen mit Würde von seinem Platz auf dem Fußboden aus und fuhr sich mit Umgehung des Taschentuches mit dem Jackenärmel über die Nase.

„Aber Paul, schäme dich, hast du kein Taschentuch?“ schalt Friede.

„Habe keins, besitze keins, holde Cousine, und abermals trafen die Alten das Rechte, denn der Lateiner sagt in diesem Falle: ‚je weniger der Mensch bedarf, desto mehr nähert er sich dem Göttlichen‘.“

„Paul, du unausstehlicher Junge, steh endlich auf und befreie uns von deiner Gegenwart,“ baten die beiden Mädchen.

„Was gebt ihr mir, wenn ich's tue,“ fragte Paulchen, der es verstand, aus seiner Unbeliebtheit eine Einnahmequelle zu machen, ebenso wie früher im Schmuck der Jugendlocken aus seiner Schönheit.

Die Mädchen machten anfangs ein zu niedriges Gebot, und Paulchen weigerte sich darauf einzugehen. Durch sein Beharrungsvermögen erlangte er schließlich das von ihm Gewünschte, von der Cousine zwei Pralinés und von der Schwester fünf Pfennige, worauf er erst seine langen Gliedmaßen und dann seine Habseligkeiten aufnahm und verschwand.

Nun konnten die Mädchen ihr Gespräch weiter fortsetzen, das vom gestrigen kleinen Harmoniekonzert handelte. Kramers waren Mitglied dieser Gesellschaft und nahmen Friede zu den winterlichen Vergnügungen, den großen Konzerten, den kleinen Tanzkonzerten und den drei großen Bällen mit.

„Hast du auch mit dem kleinen Leutnant Albers getanzt, Friede? Er geht einem ja nur bis zur Schulter, aber er ist wirklich niedlich mit seinem frischen Gesicht-

chen und dem krausen, hellblonden Haar. Mit dem roten Uniformkragen um das Hälschen sieht er ordentlich wie ein kleines Weihnachtsschäfchen aus. Es müßte süß aussehen, wenn er eine Glocke am Halsband hätte. Aber er ist ganz amüsant, er hat mir erzählt, Premierleutnant Schubert würde sich, nachdem er vorige Woche den zweiundzwanzigsten Korb erhalten hätte, jetzt mit einer reichen Amerikanerin verloben. Er soll so viel Schulden haben wie Haare auf dem Kopf, und dazu gehört nicht mal viel. Die Kameraden nennen ihn den eisernen Freier."

„Hast du den Architekten Müller bemerkt, den großen Blonden, mit dem ich die erste Quadrille getanzt habe?" fragte Friede, die nur halb zugehört hatte, und innerlich schon lange an dieser Frage kaute. „Nein," entgegnete Martha, „ich hab nicht darauf geachtet, aber Assessor Tauber, den du früher immer so nett fandest, war da und hat ein paar Mal mit mir getanzt."

„Ich gönn dir ihn gerne," meinte Friede spitz.

Ein paar Tage später war der dreißigste November, der Andreastag. Friede und Martha waren bei ihrer Kränzchenfreundin Lieschen Schütze eingeladen, auch Irma von Marschall und Else Otto waren da. Am Abend dieses Tages, an dem man angeblich in die Zukunft schauen kann, vereinigten sich nämlich die jungen Mädchen alljährlich seit ihrer Backfischzeit.

Sie gossen Blei, legten die Karten, banden einen

Trauring an einen Faden und ließen ihn an ein Glas klingen, um zu ſehen, wie viel Jahre man noch bis zur Verlobung warten müßte. Dann ließen ſie Schiffchen ſchwimmen. Rings um ein mit Waſſer gefülltes Waſchbecken wurden angefeuchtete Papierſtreifen, die mit Namen von bekannten Herren beſchrieben waren, angeklebt. Die Enden reichten bis an den Waſſerſpiegel und wurden ein wenig aufgebogen. Dann wurde der Name eines der anweſenden jungen Mädchen aufgeſchrieben und das zuſammengerollte Papier in eine Nußſchale getan, in der ein brennendes Lichtſtümpfchen befeſtigt war. Dies Schiffchen ſetzte man aufs Waſſer, es trieb hin und her, bis es ſchließlich am Rande landete und einen von den herabhängenden Herren in Brand ſetzte. Aus dieſen beiden wurde natürlich ein Paar, und um den Ausfall nicht gar zu unwahrſcheinlich zu machen, wurden immer einige Zettel mit ‚bisher unbekannt' geſchrieben und einer ganz weiß gelaſſen, was bedeuten ſollte, daß für die Schifferin gar kein Mann im Schoße der Zukunft ſchlummere, ein verhängnisvolles Ziel, von dem man ſeinen Lebenskahn durch heimliches Puſten abzulenken verſuchte.

Friede hatte nach einigen Bedenken den Namen Müller mit aufgeſchrieben, und neugierig ſchauten die jungen Mädchen zu, wie ihr Schiffchen graden Wegs und ohne abzuirren ſeinem Ziel zuſtrebte. „Na, du fühlſt dich mächtig hingezogen," neckten die andern,

„sieh, nun hat er auch schon Feuer gefangen, das ist mal fix gegangen. Wer ist denn der Glückliche?“ Und lachend löschte man den glimmenden Verehrer im Waschbecken und las, neugierig die Köpfe zusammensteckend den Namen Müller.

„Müller? Müller, wer ist denn das? Von dem hast du noch nie gesprochen.“

„Ach,“ sagte Friede, „es ist einer aus der Harmonie. Ich habe nur einmal mit ihm getanzt, ich kenne ihn eigentlich gar nicht.“

„Er hat aber doch Eindruck gemacht,“ neckte Martha, „sie hat neulich schon immerfort von ihm gesprochen.“

„Immerfort! Was du immer übertreibst! Es ist mir gar nicht eingefallen. So ganz beiläufig habe ich dich gefragt, ob du ihn kennst.“

„Ja natürlich, so ganz beiläufig, das kennt man!“

„Nun hör endlich mit dem Unsinn auf,“ rief Friede, „wer ist jetzt dran?“

Und sie ließen weiter Schiffchen schwimmen. Martha setzte einen Unbekannten in Flammen, obgleich sie sich alle Mühe gab, eine für Assessor Tauber günstige Luftbewegung zu erzielen.

Denn wo die alte Jungfer und wo der Erwählte des Herzens hing, wußte man trotz des Mischens beim Aufkleben doch meist ganz gut.

Else Otto, die den Rand des Beckens mit Zetteln dicht bepflastert hatte, denn sie schwärmte jede Woche

für einen andern und glaubte, die übrige Männerwelt sei mit wenigen Ausnahmen unglücklich in sie verliebt, strandete gleichwohl an der so geringen Chance des weißen Zettels. Sie war entrüstet: „Das ist ja alles Unsinn, ich begreife überhaupt nicht, wie wir in unserem Alter noch unsere Zeit mit solchen Dummheiten vertrödeln mögen. Das war gut, als wir noch kurze Kleider und lange Zöpfe trugen und unsere Lehrer und gegenseitigen Brüder aufschrieben, als einzige Herren, die wir kannten.“ Die anderen, die das Schicksal auch nicht nach Wunsch bedient hatte, stimmten Else in der Verächtlichmachung des eben noch mit so viel Eifer betriebenen Spiels bei. Nur Friede meinte: „Du würdest schon anders reden, wenn du den entflammt hättest, dessen Flamme zu sein du dir wieder mal einbildest.“

„Ach du! Du bist ja bloß glücklich, daß du deinen Müller gekriegt hast.“

„Seid nur ruhig und zankt euch nicht,“ begütigte Lieschen. „Ich glaube übrigens auch nicht, daß die Else sitzen bleibt. Ich meine immer, von uns fünfen ist dieses Schicksal mir und Friede vorbehalten.“

„Sprich gefälligst für dich selbst, mich laß aus dem Spiel,“ zürnte Friede.

„Du, sag das bloß nicht,“ lachte Martha, „sie will doch zwölf Kinder haben, wo soll sie die denn sonst herkriegen. Ja, 's ist wahr, leugne nur nicht, das hast

du früher immer gesagt: zwölf Kinder, davon mindestens acht Mädchen."

Die jungen Mädchen, die jetzt schon beim Abendbrot saßen, hielten sich kichernd die Servietten vor, Friede aber sagte: „Quatsch," mit einem Gesicht voll beleidigter Würde, was die anderen veranlaßte, sie fortwährend zu necken: „Frau Müller, nehmen Sie noch etwas Fleischsalat? Ach, Müllern, reichen Sie mir doch die Butter."

Es war merkwürdig, wie sich das Gespräch bei den Zusammenkünften der jungen Mädchen doch immer ums Heiraten drehte, sie konnten beginnen, wo sie wollten, es endete immer bei diesem Thema, ihren Hoffnungen und Aussichten. Kleine Interessen wurden dadurch aufgebauscht, unbedeutende Erlebnisse durch häufiges Erzählen übertrieben, Worte und Blicke solange abgewogen und ausgelegt, bis Sinn und Bedeutung hineinkam, und so schließlich aus lauter Nichtigkeit eine Leidenschaft entfacht.

Als Friede heut abend im Bett lag, dachte sie besonders viel an den Architekten Müller. Sie ging ihr kurzes Gespräch während der Tanzpause Wort für Wort durch: „Gnädiges Fräulein laufen gern Schlittschuh? Voriges Jahr fabelhaft lange Eisbahn gehabt. Gnädiges Fräulein laufen doch auch auf dem großen Gartenteich? Hübscher Walzer das: nur — für Natur — Gnädiges Fräulein besuchen häufig das The-

ater?" — Mehr erinnerte sie sich beim besten Willen nicht. Damit war nichts zu machen, aber sie dachte sich dafür allerlei romantische und abenteuerliche Situationen aus, in denen ihr und Müller reichlich Gelegenheit geboten war, sehr geistreiche und gefühlvolle Sachen zu sagen. Darauf schlief sie ein.

Auch am Tage dachte sie nun häufig an ihn, und so kam es, daß, als sie ihn auf dem großen Weihnachtsball in der Harmonie wieder sah, sie brennend errötete, als er auf sie zugeschlendert kam und mit einer nonchalanten Verbeugung, die ihm in ihren Augen entzückend stand, ihre Tanzkarte ergriff: „Sie erlauben? Gnädiges Fräulein erinnern sich meiner noch, hatte das letzte Mal schon die Ehre . . ." Potztausend, dachte er, als er Friedens Verlegenheit bemerkte, die Kleine scheint sich reinweg in mich verschossen zu haben, und statt nur zum Lanciers, wie er erst beabsichtigt hatte, schrieb er sich auch zur Polonaise und zum Schlußgalopp ein. Dann entfernte er sich mit einer viel höflicheren Verbeugung und erkundigte sich unter der Hand nach Friede. Mutter Witwe, einziges Kind, vermögende Familie, — das klang ganz annehmbar.

Müller war fest entschlossen, diesen Winter noch eine gute Partie zu machen, und beschloß, an dieser Stelle ein Eisen ins Feuer zu schieben. Bei der grande chaine benutzte er die Gelegenheit, Friedes Hand heftig zu drücken, so oft sie durch die Figuren

des Tanzes zusammengeführt wurden, und beim Kotillon holte er sie zwei Mal.

Ernst hatte Friede vorher zu ihrem Leidwesen diesen Tanz abverlangt und war auch ihr ständiger Tischherr. Müller hatte nicht die Absicht, seine Zeit aussichtslos zu vertrödeln. Er beugte sich beim Tanz zu Friede herunter, daß seine langen Schnurrbartspitzen ihre Wangen streiften, und sprach in elegischem Ton: „Dieser Vetter, der da immer um sie herum ist, hat er vielleicht mehr als verwandtschaftliche Rechte?"

„Nicht im geringsten," verwahrte sich Friede, „er macht sich immer so lästig, er ist ein aufdringlicher Mensch."

Und plötzlich fühlte sie in ihrem Herzen einen heftigen Zorn gegen den guten Ernst und fuhr ihn ärgerlich an, als er kam, ihr ein Glas Limonade anzubieten: „Ach, laß mich bloß in Ruhe, du brauchst mir wirklich nicht immer an der Schürze zu hängen."

Noch einmal auf dem Fastnachtsball traf Friede Müller und wurde wieder von ihm ausgezeichnet. Er forderte sie sogar zu Tisch auf und drückte ihr mehrfach unter dem Tisch die Hand. Auf seiner anderen Seite saß die älteste Tochter des reichen Fabrikanten Franzius, Ellen, die mit Oberleutnant Schubert zu Tisch gegangen war, dessen amerikanische Verlobung offenbar nicht perfekt geworden war.

Müller beschäftigte sich zwar angelegentlich mit

Friede, aber er fand doch Gelegenheit, ab und zu in die andere Unterhaltung ein paar Wörtchen einzuwerfen, und als er Fräulein Ellen einmal die heruntergefallene Serviette aufhob, fühlte auch sie einen heimlichen Händedruck.

Mit Friede aß er ein Vielliebchen, das er natürlich galanterweise verlor, und erzählte ihr, er ginge bald nach Leipzig, wo er bei einem Brückenbau beschäftigt sein würde. Er sprach von den noch ganz fremden Verhältnissen dort, daß man sich da natürlich erst etwas einleben müßte, ehe man jemand aufs Ungewisse . . . er fragte, ob sie Leipzig kenne, ob sie sich wohl vorstellen könne, daß sie da gern einmal leben würde und noch manches andere Anzügliche und Nette. Ein bindendes oder irgend dem ähnliches Wort aber sprach er nicht, sondern er begnügte sich, Friedes Hand beim Abschied heftig zu quetschen, daß sie fast geschrieen hätte, und mit tiefem Gefühl eine Welt in die Worte zu legen: auf Wiedersehen!

Müller hatte sich nämlich nochmals genauer nach Friedes Verhältnissen erkundigt und erfahren, daß Mariechen Wend gar keine Witwe sei, und daher Friede keinesfalls auf ein disponibles väterliches Erbteil zu rechnen hätte.

Er hatte zwar unter der Hand hie und da angefragt: „Können Sie mir nicht sagen, was die kleine Wend eigentlich mitkriegt?“ Am Stammtisch, im Café nachts

des Tanzes zusammengeführt wurden, und beim Kotillon holte er sie zwei Mal.

Ernst hatte Friede vorher zu ihrem Leidwesen diesen Tanz abverlangt und war auch ihr ständiger Tischherr. Müller hatte nicht die Absicht, seine Zeit aussichtslos zu vertrödeln. Er beugte sich beim Tanz zu Friede herunter, daß seine langen Schnurrbartspitzen ihre Wangen streiften, und sprach in elegischem Ton: „Dieser Vetter, der da immer um sie herum ist, hat er vielleicht mehr als verwandtschaftliche Rechte?"

„Nicht im geringsten," verwahrte sich Friede, „er macht sich immer so lästig, er ist ein aufdringlicher Mensch."

Und plötzlich fühlte sie in ihrem Herzen einen heftigen Zorn gegen den guten Ernst und fuhr ihn ärgerlich an, als er kam, ihr ein Glas Limonade anzubieten: „Ach, laß mich bloß in Ruhe, du brauchst mir wirklich nicht immer an der Schürze zu hängen."

Noch einmal auf dem Fastnachtsball traf Friede Müller und wurde wieder von ihm ausgezeichnet. Er forderte sie sogar zu Tisch auf und drückte ihr mehrfach unter dem Tisch die Hand. Auf seiner anderen Seite saß die älteste Tochter des reichen Fabrikanten Franzius, Ellen, die mit Oberleutnant Schubert zu Tisch gegangen war, dessen amerikanische Verlobung offenbar nicht perfekt geworden war.

Müller beschäftigte sich zwar angelegentlich mit

Friede, aber er fand doch Gelegenheit, ab und zu in die andere Unterhaltung ein paar Wörtchen einzuwerfen, und als er Fräulein Ellen einmal die heruntergefallene Serviette aufhob, fühlte auch sie einen heimlichen Händedruck.

Mit Friede aß er ein Vielliebchen, das er natürlich galanterweise verlor, und erzählte ihr, er ginge bald nach Leipzig, wo er bei einem Brückenbau beschäftigt sein würde. Er sprach von den noch ganz fremden Verhältnissen dort, daß man sich da natürlich erst etwas einleben müßte, ehe man jemand aufs Ungewisse . . . er fragte, ob sie Leipzig kenne, ob sie sich wohl vorstellen könne, daß sie da gern einmal leben würde und noch manches andere Anzügliche und Nette. Ein bindendes oder irgend dem ähnliches Wort aber sprach er nicht, sondern er begnügte sich, Friedes Hand beim Abschied heftig zu quetschen, daß sie fast geschrieen hätte, und mit tiefem Gefühl eine Welt in die Worte zu legen: auf Wiedersehen!

Müller hatte sich nämlich nochmals genauer nach Friedes Verhältnissen erkundigt und erfahren, daß Mariechen Wend gar keine Witwe sei, und daher Friede keinesfalls auf ein disponibles väterliches Erbteil zu rechnen hätte.

Er hatte zwar unter der Hand hie und da angefragt: „Können Sie mir nicht sagen, was die kleine Wend eigentlich mitkriegt?“ Am Stammtisch, im Café nachts

um zwei, nach den Bällen, mit Oberleutnant Schubert und anderen Gesinnungsgenossen, waren solche Gespräche nicht eben selten, aber er hatte nichts in Erfahrung bringen können. Aufs Ungewisse hin wollte Müller sich aber nicht verplempern. Die Mutter hatte noch das Geld in Händen, was sie bar herausrücken würde, war ungewiß, und auf ‚später' zu hoffen, dazu war Müller, wie er unter schallendem Gelächter der Kumpane versicherte, zu sehr Gemütsmensch. Außerdem war die Alte noch in den Jahren, etwa selbst noch mal zu heiraten. Nein, nein, da war Vorsicht angebracht. Man konnte sich die Sache ja immerhin offen halten, aber erst mal weg. — Wer weiß, in Leipzig fand sich vielleicht das Gewünschte, eine reiche, junge Dame und die Schwiegereltern kalt. — Andere Städtchen andere Mädchen. — „Na Prost!"

Das Frühjahr zog ins Land, die ersten jungen grünen Blättchen drängten zum Licht. Auch in Friedes jungem Herzen knospte und drängte es. Fremdartige Empfindungen wogten in ihr. Einmal auf der Straße spürte sie eine laue Welle von Veilchenduft, die der Wind irgendwo hergetragen. Da rang sich ein jauchzendes Glücksgefühl in ihr empor: o Welt, wie bist du so wunderschön!

Sie träumte viel vor sich hin, zog sich von Martha zurück und saß gern allein mit ihrer Handarbeit am Fenster. Schien dann die Frühlingssonne draußen so

verheißungsvoll, dann wurde ihr die Bruſt ſo eng vor Hoffnung und Erwartung. Ihr Herz klopfte ungeſtüm, und ſie hatte das Gefühl, vor einer geſchloſſenen Pforte zu ſtehen, die alsbald aufſpringen und unermeßliche Seligkeit enthüllen würde.

Das ging ſo einige Zeit. Das junge Laub gab ſchon Schatten, Holunder und Jasmin blühten, und im großen Garten ſchlugen abends die Nachtigallen. Da verdichteten ſich die ungewiſſen Nebel der Erwartung zu einer feſteren Geſtalt, ſechs Fuß hoch mit etwas gelichtetem Haar und lang ausgezogenem Schnurrbart: Müller.

Er mußte doch einmal wiederkommen, nachdem er ſich eingelebt. Friede ſchrak zuſammen, wenn es um die Mittagsſtunde klingelte. — Oder vielleicht wird er ſchreiben. — Sie eilte hinaus, um dem Briefträger die Poſt abzunehmen, und durchſpähte mit hoffendem Herzen die eingelaufenen Briefe. — Wieder nichts. — Aber vielleicht morgen. — Und morgen kam wieder nichts.

Und Friede wartete und wartete. Sie wurde blaß und ungleich und heftig in ihrem Weſen. Sie war ſo unliebenswürdig gegen Ernſt, der allerdings einige unzarte Anſpielungen auf den langen Windbeutel und Glücksjäger gemacht hatte, daß dieſer die Luſt verlor, abends bei der alten Tante und mürriſchen Couſine zu ſitzen. Er nahm eine glänzende Stellung,

die sich ihm bot, als Filialenleiter seiner Bank in Berlin an und wandte Dresden den Rücken.

Assessor Tauber wurde zum Landrichter in Bautzen ernannt, verlobte sich daraufhin mit Martha Kramer, und im Herbst war die Hochzeit.

Friede war Brautjungfer und Ernst ihr Brautführer.

Ihre Mutter ermahnte sie ernstlich, recht nett und entgegenkommend gegen ihn zu sein. „Er ist ein prächtiger Mensch und ist immer so nett zu dir gewesen. Dein ganzes Leben lang hat er dir nur Freundlichkeit erwiesen."

„Ich kann keine kleinen Männer leiden," sagte Friede. „Ich bin einen Kopf größer wie er."

„Ach, das sind Äußerlichkeiten," schalt die Mama, „ich glaube, du hast dir Dummheiten in den Kopf gesetzt."

Friede wandte sich trotzig ab, sie sprach kaum mit Ernst, bemühte sich aber sonst recht lustig zu erscheinen, damit man sah, daß sie Martha ihr Glück gönnte, als die Jüngere zuerst zu heiraten. Beim Abtanzen des Brautkranzes erhielt sie den Myrtenzweig und war demnach von den Freundinnen die nächste Braut. Das fachte ihre Hoffnungen wieder an, obgleich sie natürlich nicht ‚an so was' glaubte.

Sie hoffte und wartete den ganzen Winter, zuckte bei jedem Klingeln zusammen und spähte ängstlich

nach dem Poststempel der Briefe. Dann schlief die Hoffnung sachte ein. Noch einmal loderte die Sehnsucht nach Glück im Frühling empor, heiße Tränen flossen, als wieder die Veilchen blühten und die Erde sich bräutlich zu schmücken begann und sie mit leeren Händen dastand, während das Füllhorn seligen Glücks über die ganze Welt ausgeschüttet wurde. Oft und oft stand sie am Fenster und beobachtete, wie ein einsames weißes Wölkchen im Himmelsblau schwamm, und dachte mit der brennenden Sehnsucht ihrer Kindertage, daß dieses kleine weiße Wölkchen von da oben niederschauen könne auf ihn, auf das Leben, das in der Ferne dahinbrauste, auf das Glück, an dem sie keinen Teil hätte, und daß sie so einsam und verlassen dastünde und nichts, so gar nichts hätte. —

Von Müller hörte sie nichts wieder. Er hatte in Leipzig sein Glück in der so häufigen Form einer Dollarmiß gefunden, die sich an seinem langen Schnurrbart gefangen hatte.

Friede hoffte, wartete und vergaß.

Ihr Schicksal war alltäglich. Es war ihr nichts besonders Tragisches widerfahren. Es waren ihr keine heißen Liebesschwüre zugeflüstert worden, man hatte sie nicht belogen, betrogen und in Schande verlassen. Ihr ganzes Glück und Leid hatte fast nur in ihrer Einbildung bestanden, und es hatte sich ganz im Rahmen des Schicklichen abgespielt, wie es einer höheren

Tochter aus guter Familie wohl widerfahren kann. Sie hatte unglücklich geliebt, aber es hatte keiner etwas erfahren von ihren Hoffnungen und ihren Enttäuschungen.

Und bei allem Himmelhochjauchzenden, Zu-Tode-betrübten war ihr Glückstraum doch immer so ganz unschuldig und himmelblau geblieben, und der Gipfel der Glückseligkeit war dabei der Gedanke an einen Kuß von Müllers Lippen mit dem langausgezogenen Schnurrbart gewesen.

☆ ☆ ☆

Ein Jahr nach dem andern verging. Friede war noch immer unverlobt. Sie war schon zweiundzwanzig Jahre alt. Mit achtzehn hatte sie und ihre Freundinnen geglaubt, daß man mit zweiundzwanzig bestimmt eine alte Jungfer sei, als sie aber noch in Fräulein Bertholds Selekta saßen, hatten sie dieses Alter für nahezu greisenhaft gehalten.

An Müller dachte sie nur noch selten. Diese Liebe war vertrocknet an Mangel aus neuem Zufluß, wie ein Bächlein in sandiger Dürre.

Da es aber ihr Stolz nicht zuließ, sich von ihrem Liebsten vergessen zu glauben, legte sie sich eine hübsche kleine Geschichte zurecht, daß er vielleicht in der Fremde mit dem Gedanken an sie gestorben sei, und sargte so ihre Gefühle nett und anständig, gewissermaßen erster

Klasse ein, ab und zu einen Trauerbesuch bei dem kleinen Kästchen ‚Liebe Erinnerungen' machend, das ihr Ernst einst geschenkt und in dem sie den getrockneten Kotillonstrauß des schönen Schnurrbärtigen zusammen mit den drei Tanzkarten, die seinen edlen eigenhändigen Namenszug trugen, sorgsam verwahrte zum ewigen Andenken.

Ernst lebte in Berlin sehr flott. Mit Friede korrespondierte er nicht mehr. Tanta Emma machte halbjährlich gegen Friede Andeutungen von seiner bevorstehenden Verlobung, was dieser, obgleich Ernst ihr natürlich vollständig gleichgültig war, doch immer einen kleinen Stich gab.

Es war auch als solcher gemeint. Emma Kramer war sehr böse auf Friede gewesen. Sie hatte natürlich nicht gewünscht, daß ihr Sohn sie heiraten sollte, ganz unerhört fand sie es aber, daß Friede eigentlich diejenige gewesen war, die nicht recht gewollt hatte. Sie ließ es daher an allerlei spöttischen Anspielungen über späte Mädchen, die Unannehmlichkeiten des Sitzenbleibens und so weiter nicht fehlen.

Auch Mariechen hatte unter diesen Spitzen zu leiden und sprach sich in manchem morgendlichen Plauderstündchen mit Albert darüber aus.

Im großen und ganzen harmonierte sie recht gut mit ihrer Tochter, die sie leidenschaftlich liebte, nur fuhr sie fort, sie als Kind zu behandeln, das gar keine eigene

Anſicht haben durfte. Mariechen war ihr Leben lang von ſtärkeren Naturen unterjocht worden. Sie hatte ſich mit wenigen, zum Teil ſchlecht verlaufenen Ausnahmen immer von ihrer Mutter, von Kramer und Emma, von Albert und der Miß leiten laſſen, und gar Friedrich war eine ſolche Perſönlichkeit für ſie, daß ſie auf ſeinen Rat ohne Bedenken aus dem Fenſter geſprungen wäre, wenn er ihr dies als der Familienſitte entſprechend angeraten hätte.

Dafür beherrſchte ſie nun ihrerſeits ihre Tochter und hatte nie den Moment für gekommen erachtet, ſie aus der Abhängigkeit zu entlaſſen. Sie beſorgte ihr nach wie vor ihre Kleidung, las ihre Briefe durch, ſchrieb ihr Lektüre, Benehmen und Gedanken vor und erwartete feierlichen Dank beim Zubettgehen für einen Spaziergang in den großen Garten, bei dem man etwa bei Pollender eingekehrt war, um ein Stück Apfelkuchen zu eſſen.

Mitunter klagte ſie, daß Friede ihrem Vetter nicht mehr entgegengekommen ſei, und hielt ihr vor, daß ſie jetzt längſt glücklich verheiratet ſein könnte. Aber des öfteren tröſtete ſie ſie auch, daß ſie bei ihrer Mutter viel beſſer daran ſei als in einer unglücklichen Ehe. Von ihren eigenen Erlebniſſen ſprach ſie indeſſen nicht, denn ſie hatte Wend und die beiden Kriegsjahre längſt vergeſſen und ſaß als gläubige Witwe auf einem leeren Grabhügel. Dieſer Fiktion entſprechend kleidete ſie ſich auch immer dunkel.

In die Harmonie gingen Hofrat Kramers nicht mehr, seit Martha verheiratet war, die großen Bälle und Vergnügungen hatten darum für Friede aufgehört. Sie besuchte nur die Gesellschaften in der Familie und ging mit ihrer Mutter zu größeren oder kleineren Damenkaffees.

Mariechen hatte sich nach dem Tode der Medizinalrätin einem gebildeten Kreise zugewandt, der sich um Meta Körner, die Schulfreundin, die ihr seinerzeit den Doktor Salzer empfohlen, gesammelt hatte. Die Männer gehörten zum größten Teil der Finanz an, sie teilten die schöngeistigen Interessen ihrer Damen nicht, sondern waren froh, des Abends ihren Skat spielen zu können, der Eichel-Wenzel war ihnen das schönste Bild, und der Berliner Börsencourier bot ihnen als Lektüre Anregung genug. Sie freuten sich aber, wenn ihre Frauen nicht nur durch schöne Toiletten und Brillanten, sondern auch durch Vorzüge des Geistes glänzten. Die Damen lasen moderne Bücher, besuchten Vorträge und waren krampfhaft bemüht, sich weiter zu bilden.

Man besuchte sich mit gleichgestimmten Seelen zu Kaffee und Tee, tauschte dort seine Eindrücke über das Gelesene aus, freundete sich in kleineren Gruppen noch enger an und besiegelte diese Freundschaftsbündnisse durch den Beschluß, gemeinschaftlichen Unterricht in irgend einem Fach zu nehmen.

So nahmen Mariechen und Friede italieniſche und ſpaniſche Stunden mit Frau Körner und ihrer Schweſter, malten mit den Schwiegertöchtern Porzellan und lernten mit den Damen Franzius Spitzen klöppeln. Und damit ging die Zeit ſachte hin.

Aber oft, oft mußte Friede nach dem Himmel blicken, und wenn ſie da die weißen Wölkchen ziehen ſah, die ſo hoch über Erdenluſt und -freuden ſegelten, mußte ſie daran denken, daß doch irgendwo auf dieſer Welt frohe, glückliche Menſchen feſtlich verſammelt ſein müßten. Sie verband keine beſtimmte Vorſtellung damit, was dieſe Glücklichen eigentlich taten, der verklärende, blaue Duft des fernen Unbeſtimmten lag über dieſem Bild. Nur das eine empfand ſie, daß dieſe anderen eben froh waren und ſich des Lebens freuten, daß ſie aber nicht mit unter dieſen Lebensfrohen ſei, und daß der Kaffee morgen bei Frau Direktor Adler und das Familienabendeſſen heut bei Tante Emma, die das Glück gehabt hatte, einen ſehr ſtark zerſchoſſenen Rehrücken beſonders billig einzukaufen, kein genügender Erſatz dafür ſei.

Sie fühlte ſich oft ſchrecklich einſam und fand ihr Leben höchſt überflüſſig und wertlos.

Da war Martha, die hatte nun ſchon zwei allerliebſte kleine Mädchen, die ſie ganz zu eigen hatte, die ſie füttern, waſchen und kleiden und mit denen ſie ſpielen konnte. Die Älteſte, Vierjährige plauderte

auch ſchon gar niedlich, aber Friedes Sehnſucht klammerte ſich hauptſächlich an das rein Animaliſche, es dünkte ihr Seligkeit, ein eigenes Kind in den Armen zu halten, es ganz und gar beſitzen zu dürfen.

Sie ſpielte ja häufig mit den Kleinen, wenn Martha mit ihnen zu Beſuch ins Elternhaus kam, aber ſie dachte doch immer dabei: wenn ſie mir doch gehörten! Sie hatte nicht viel mehr Freude daran, als wenn ſie früher einmal mit Marthas Wachspuppe ſpielen durfte.

Elſe Otto war auch ſchon verheiratet und hatte ein herziges kleines Kindchen von drei Monaten, und Irma von Marſchall war ſeit zwei Jahren verlobt mit einem Offizier. Sie hatten beide die Kaution nicht und warteten auf den Hauptmann.

Von Friedes Freundinnen war nur noch Lieschen Schütze unverlobt, aber ſie hatte ihr Lehrerinnenexamen gemacht und unterrichtete jetzt an der Bertholdſchen Schule. Sie war mit ihrem Los ganz zufrieden und lachte Friede aus, daß dieſe ſich ſo ungern in das Los eines einſamen Mädchens finden wollte. Oft ſetzte ſie ſich ans Klavier und ſang lachend: „Wenn ich heiraten tue, was hab ich alsdann, eine Stube voll Kinder und 'nen buckligen Mann!“

Auch Fräulein Suſi hatte längſt ihren Zahnarzt und vier Jungen dazu, von denen drei ſchon in die Schule gingen. Ihr Älteſter war ſehr hübſch geweſen

und hatte ſich zum Schrecken der Familie längere Zeit der Gunſt von Tante Adele, ſeiner Patin, in ſehr ſtarkem Maße erfreut. Die neue Geſellſchafterin, Fräulein Wenzel, wurde häufig ſo ganz beiläufig, aber doch mit Beſorgnis gefragt, ob der gute, alte Doktor Biller wohl mitunter zu Tante Adele käme, aber ſie hatte immer tröſtend berichten können, daß ſie noch nicht die Ehre gehabt hätte, den Herrn kennen zu lernen.

Ehe Tante Adele ſich jedoch entſchloſſen hatte, an eine Teſtamentsänderung zugunſten des ſchönen kleinen Kleinhampels zu gehen, ein ſehr unangenehmer Schritt, denn ſie dachte höchſt ungern an den Tod und was damit zuſammenhing, war eines Nachmittags, als ſie gerade in ihrem Lehnſtuhl nach einem beſonders reichlichen Mahl von Entenbraten und Gurkenſalat das von Kramer ſtreng verbotene Mittagsſchläfchen hielt, ganz leiſe und rückſichtsvoll, durchaus nicht ſo unangenehm und rauhbeinig, wie ſie ſich ihn vorgeſtellt hatte, der alte Mann mit Stundenglas und Hippe eingetreten und hatte ganz ſtill und ſachgemäß die Lebensuhr der reichen alten Dame angehalten und ihr die Mühe erſpart, wieder aufzuwachen. (Denn das hatte ſie immer höchſt ungern getan und war tief verſtimmt geweſen, bis Fräulein Wenzel den ſtarken ſchwarzen Kaffee und das ſilberne Körbchen mit Plunderbrezeln ſervierte, was ſie dann ein wenig ermunterte.)

Die ganze Familie hüllte sich nach dem traurigen Ereignis in tiefes Schwarz, und man weinte sehr bei der Trauerfeier. Der geheime Rat im Kultus-Ministerium, Ritter vieler hoher Orden, Friedrich von Schöne, hatte selbst dem Geistlichen die Notizen geliefert, nach denen dieser am Sarge der Entschlafenen ihre vielen hohen Tugenden rühmend hervorhob, ihre Wohltätigkeit, ihre Herzensgüte, ihren bescheidenen, selbstlosen Sinn!

Man kann nicht sagen tiefer, aber doch echter wurde die Trauer noch, als sich herausstellte, daß Tante Adele den größten Teil ihres Vermögens zu einer Stiftung für unbemittelte Studierende der Medizin hinterlassen hatte in dankbarer Erinnerung an ihren lieben, treuen Hausarzt Kramer, und ihre sämtlichen Neffen und Nichten, mit Einschluß Emmas, mit einem Legat von fünfundzwanzigtausend Mark abgespeist hatte.

Nun hielt man Tante Adele im Familienkreise noch einige Nachreden, die nicht ganz so gut waren, aber man hielt sich doch in den Grenzen des Schicklichen, das hatte man so in der Familie!

Heut abend gab es eine Neuigkeit bei Tante Emma: „Ernst kommt wieder nach Dresden. Er hat eine Stellung als zweiter Direktor seiner Bank erhalten." Man sprach viel von Ernsts guten Chancen, dem hohen Gehalt und noch höheren Aussichten auf

Tantieme, und der Notwendigkeit für ihn, zu heiraten und ein Haus zu machen.

„Ein hübsches, junges Mädchen muß es sein, jedenfalls nicht älter als achtzehn Jahre. Das ist das richtige Alter zum Heiraten. Dann kann der Mann sich die Frau noch nach seinem Sinne formen. Ich und meine Martha, wir haben auch beide jung geheiratet," dekretierte Emma.

„Ja, und Vater hat dich ganz nach seinem Sinne geformt," sagte Karl anzüglich, der jetzt sein zweites halbes Jahr als Arzt abdiente und sich in seiner Uniform sehr schön fand.

„Dummer Junge!" fuhr ihn seine Mutter ohne jeden Respekt vor des Königs Rock an, „kümmre du dich doch um deine eigenen Angelegenheiten, verordne dein Glaubersalz und Rizinusöl in deinem Lazarett, und menge dich nicht in Dinge, die dich nichts angehen. Ja, was ich sagen wollte," fuhr sie gereizt fort, „bloß nicht so ein älteres Mädchen in den Zwanzigern, die haben schon alle möglichen Schrullen, da wird nichts mehr daraus. Du warst auch schon einundzwanzig, Mariechen, als du die Dummheit mit Wend machtest. Gott, was waren das für Zeiten! Wir haben uns doch alle die Lunge ausgeredet, aber du warst ja rein verrannt!"

„Ach, laß doch die alten Geschichten," sagte Mariechen ungeduldig.

„Ein Herr, mit dem ich heut zufällig sprach," intervenierte Albert mit seinem gewohnten diplomatischen Talent, „erzählte mir von dem Aufsehen, das Tante Adelens großmütige Stiftung in der ganzen Stadt gemacht hatte. Jedoch wundert man sich allgemein, daß sie die Familie so umgangen hat."

„Hintergangen," berichtigte Emma, die mit Bedauern daran dachte, wie sie Tante Adele immer nur zu ganz tadellosen, erstklassigen und vollpreisigen Mahlzeiten geladen und wie sie ihr immer Sahne zum Tee und zahllose Extragenüsse aus dem Wandschrank spendiert hatte.

„Eine Stiftung für junge Mediziner! Den Deibel auch! Und ausgerechnet aus Dankbarkeit gegen mich!" ließ sich Kramer vernehmen. „Als wenn nicht schon zu viel junge Ärzte in der Stadt herumliefen und sich gegenseitig das Brot wegnähmen."

„Wenn sie schon einen verdienten jungen Mediziner unterstützen wollte, hätte sie es mir zuwenden können," meinte Karl.

„Gut, daß die selige Frau Medizinalrätin das nicht erlebt at, wo doch die ganze schöne Geld von hihre Familie stammt," ließ sich die Miß vernehmen.

Das gute Mißchen hatte recht gealtert. Zwar das ‚henglische' Gebiß war noch tadellos und hatte dem Zahn der Zeit sieghaft getrotzt, aber das Haar und der Chignon hinten waren ganz weiß. Es hatte sich wirklich nicht mehr gelohnt, ihn melieren zu lassen

oder einen grauen zu nehmen, die Miß hatte sich einen ganz weißen spendieren müssen, obgleich weiß eine sehr teure Nuance für falsches Haar ist.

Emil sprach nur wenig, er sah sorgenvoll und abgearbeitet aus; er stürzte sich in Geschäfte, um zu vergessen. Die Erinnerung an seinen kurzen, farbenreichen Glückstraum war ziemlich verblichen, außer dem Geldverdienen kannte er kaum noch ein Gefühl, das ihn mit Genugtuung erfüllte. Der kleine Guschi war seit vier Jahren schulpflichtig. Es war ein lieber, bildhübscher Junge, aber leider, leider konnte es sich auch der liebendste Vater nicht verhehlen, daß die Verstandesentwickelung keine normale mehr zu nennen war.

Anfangs war es nicht aufgefallen. Guschi war ein süßes, reizendes Kind gewesen, in den jeder hineinschaute wie in einen goldenen Spiegel. Jede Äußerung wurde als besonders herzig angestaunt, und war eine mitunter etwas sonderbar, so fand man das eben originell. Schließlich war der Knabe auf einer gewissen Stufe der Kindlichkeit stehen geblieben. Er war durchaus unfähig, in der Schule mit fortzuschreiten und mußte wieder und wieder in der letzten Klasse mit den kleinen Abcschützen anfangen. Endlich hatte Emil ihn ganz aus der Schule nehmen müssen, so wünschenswert auch Kramer den Umgang mit andern Kindern für ihn fand. Er wurde nun zu Haus von einem Lehrer für Schwachsinnige unterrichtet.

Clementine glänzte heut wie häufig durch Abwesenheit. Sie hatte einen neuen Arzt, dem sie sehr viel Vertrauen schenkte, und der ihr zur Erhaltung der gewaltsam schwindenden Jugend häufige Bettruhe bei guter Pflege angeraten hatte.

Friede fühlte sich heut so vergnügt wie lange nicht. Die Pfeilschüsse Tante Emmas prallten an ihrer frohen Stimmung wirkungslos ab. Sie aß sich mit einem Eifer durch den zerschossenen Rehrücken, daß Tante Emmas hartes Herz schmolz und sie die Sonne ihrer Gnade wieder über Friede leuchten ließ und ihr zum Dessert aus dem Wandschränkchen eigenhändig ein Stück Marzipantorte verabreichte, die sie noch seit Weihnachten dort bewahrte, und die nun im schönen Monat Mai schon etwas hart geworden war.

Gerührt und dankbar genoß Friede diese Freundlichkeit, obgleich sie an und für sich keine Freundin von Marzipan war. Ein wehmütiger Rückblick streifte dabei jenen Korb mit Marzipangemüsen, den die selige Großmutter einmal von Tante Adele erhalten und um den Friede sie so heiß beneidet hatte. Sie dachte, daß das Leben erst dann so häufig einen Wunsch erfüllt, wenn die Erfüllung keinen Wert mehr hat. Wie sagt doch Meister Goethe? „Was man in der Jugend gewünscht, hat man im Alter die Fülle.“ Aber was macht das Alter mit der Fülle?

Am andern Tag ging Mariechen mit ihrer Toch-

ter zur Stadt. Sie ging von ihren ſonſtigen Prinzipien, einfach aber geſchmacklos, ab und ließ ihr zwei hübſche Kleider machen, auch kaufte ſie ihr einen Hut, bei deſſen Wahl Friede allerdings wie immer nicht mitreden durfte.

☆ ☆ ☆

Ernſt war ſeit einigen Wochen da. Er hatte ſich eine elegante, kleine Garçonwohnung gemietet, hatte einen Diener und eine vorzügliche Köchin angenommen und beehrte den Tiſch ſeiner Mutter äußerſt ſelten mit ſeiner Anweſenheit. Tante Mariechen hatte er, eben ſo wie allen anderen Verwandten, einen Beſuch gemacht, aber ſeine Abende verbrachte er im Theater oder im engliſchen Garten.

Friede horchte wieder nach der Klingel, ſie hoffte und wartete wieder, und ihr Geſicht ſtrahlte, wenn Tante Emma heraufſchickte, ſie möchte zum Abendbrot herunterkommen, Ernſt wäre da. Ernſt verhielt ſich nämlich vollkommen gleichgültig, und Emma hielt die Sache darum für ungefährlich. Sie fürchtete aber, ihr Junge könnte ſich langweilen, und befahl darum Friede zu ſeiner Ergötzung und Unterhaltung. Friede war auch immer luſtig, witzig und amüſant, und Ernſt erklärte mitunter, es ſei bei Mutter ganz gemütlich. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß für ihn extra und prima gekocht wurde.

Der Sommer neigte ſchon ſeinem Ende zu. Man verabredete für Sonntag eine Partie nach Moritzburg in zwei Wagen. Emma beſorgte die Verteilung der Plätze, ſie und Mariechen, der Hofrat und Ernſt ſaßen in dem einen, der lange Paul auf dem Bock, im andern ſaß die zu Beſuch in Dresden weilende Martha mit ihrem älteſten Töchterchen Erna, Friede, die Miß und Guſchi, während Karl auf dem Bock ſaß. Emil hatte ſich nicht angeſchloſſen, er war kein Freund mehr von derartigen Vergnügungen.

Man aß gemeinſchaftlich Mittag, beſah das Schloß und fütterte die Fiſche, wobei Guſchi und Erna ſich königlich amüſierten, wenn die dicken Karpfen nach den Brotbrocken ſchnappten. Die Hitze war trotz des nahenden Herbſtes noch ſehr groß. Emma ließ ſich auf eine Bank nieder und ordnete das einzige Obergewand möglichſt luftig um ſich. „Ich habe nichts darunter, keinen einzigen Unterrock, Mariechen, du kannſt dich drauf verlaſſen," ſagte ſie, das Kleid bis zum Knie lüftend.

„Aber Emma, laß doch, es iſt ſchon gut! Genug! Übergenug! Ich glaube es dir unbeſehen!" wehrte dieſe ab.

„Jedenfalls rühre ich mich hier vor dem Kaffee nicht weg. Ich bin ganz aufgelöſt! Hoffentlich kommt bald ein Gewitter, und es kühlt ſich ab. Ich glaube, es zieht ſchon etwas herauf."

Mariechen ließ sich neben der Schwester nieder. Vieles Gehen strengte sie bei ihrer zarten Konstitution an. „Immer verwünschst du einem das schöne, warme Wetter; kaum daß man sich etwas an der schönen Wärme gefreut hat, stöhnst du nach Abkühlung und Gewitter. Friede, reich mir doch mal mein Tuch. Nein, danke, nicht das Spitzentuch, lieber das gehäkelte. Es zieht doch etwas beim Sitzen, namentlich, wenn man sich beim Gehen echauffiert hat."

Mariechen trug immer mindestens drei Hüllen bei sich, die sie fortwährend um und ab nahm und untereinander austauschte. Sie lebte in dem Glauben, daß es für ihre Gesundheit erforderlich sei, beständig die gleiche Temperatur um sich zu fühlen, und versuchte jede Schwankung der Außenluft durch ein an- oder ausgezogenes Übergewandstück auszugleichen.

„Nein, Mariechen, du bist wirklich eine Sehenswürdigkeit, sitzt bei fünfundzwanzig Grad im Schatten in dem dicken, wollenen Tuch. Es rührt sich kein Lüftchen."

„Ich versichere dich, Emma, ich spürte von irgend woher einen Zug. Jetzt hat es sich ausgeglichen, das leichte Spitzentuch genügt jetzt wohl." Und Mariechen wechselte die Dekoration.

„Du verpimpelst dich," schalt Emma. „Ich setzte mich jetzt am liebsten zwischen zwei offene Fenster und Türen und ließe mich ordentlich durchwehen im bloßen Hemd."

„Aber Emma, genug, ich bitte dich! Nimm doch

Rücksichten!" Mariechen kochte vor Zorn, und Emma freute sich, daß sie sie so weit hatte, zog den Strumpf aus der unergründlichen Kleidertasche und strickte.

Martha und die Miß wurden von den Kindern noch am Teich festgehalten, der Hofrat saß mit Karl an dem andern Ende der großen Bank, und sie führten ein medizinisches Gespräch zusammen, soweit das sich bei dem geringen Grad von kollegialischer Hochachtung, die sie füreinander empfanden, ermöglichen ließ.

Paulchen hatte eine Tanzstundenliebe, er versuchte zu dichten, irrte allein unter den Bäumen, auf die er Träumen reimte, und bildete sich viel auf den Anfang ein, den er gefunden: ‚Deine Augen sind so blau, o weh! So blau, wie der Moritzburger See!'

Ernst und Friede lustwandelten zusammen in der Nähe. „Es ist wirklich schwül," sagte Friede, „ich glaube, Tante Emma hat recht, es gibt noch ein Gewitter. Das wäre ein Spaß! Es gibt keinen hübscheren Abschluß für eine Landpartie als ein Gewitter mit Donner und Blitz, sich ängstigen und naß regnen und endlich glücklich sein Heim erreichen und geborgen unter dem sichern Dach sitzen. Es ist eine meiner schönsten Erinnerungen an die Kinderzeit, wie wir einmal auf einem Ausflug nach dem Kuhstall so gräßlich eingeregnet sind und deine Mutter Paulchen, der keine Jacke mit hatte, Zeitungspapier unter die Bluse stopfte. Weißt du nicht mehr, Ernst?"

„Ja, gewiß, du Kindskopf," lachte dieſer, „ich erinnere mich genau, es war ſcheußlich! Wir mußten durch ſtrömenden Regen herunterlaufen, wurden unten am Waſſerfall pudelnaß zu zehn in einen Wagen geſtopft, fuhren wie die Heringe durchs Kirnitſchtal und mußten ſchließlich auf einem überfüllten Schiff in der heißen, ſtickigen Kajüte ein paar Stunden zubringen."

„Und ich fand es damals hochromantiſch und fürchte, ich würde heut noch ganz ebenſo denken," entgegnete Friede munter.

„Du ſchmückteſt dir immer alles aus, machteſt aus allem etwas Beſonderes. Weißt du noch, wenn du mit Marthas Papierpuppen ſpielteſt, die wunderbaren Abenteuer bei Kronprinzens?"

„Ja, ich war ordentlich ſtolz darauf, daß du mir damals zuhörteſt."

„Ja, ich amüſierte mich wirklich, das war zu drollig. Von da ab habe ich dich gern gemocht!"

Das Wort war ihm ſo herausgefahren. Friede ſtand wie mit Blut übergoſſen und riß ein Kaſtanienblatt in Stücke.

„Nun ja, alſo, Friede, es ſollte nicht ſo herauskommen, aber da es einmal geſagt iſt, ſo ſei es denn heut ausgeſprochen. Ja, ich liebe dich, ſeit vielen Jahren. Einmal wollt ich es dir ſagen, aber verzeih, da warſt du noch zu dumm, und dann ſah ich, daß du einen andern bevorzugteſt."

„Ich war da eben auch noch zu dumm," flüsterte Friede verlegen, den letzten Rest des Blattes zerpflückend.

„Na siehst du, und dann bin ich weggegangen und hab mich getröstet, und alles war aus. Aber so mit der Zeit hier ist es mir wieder klar geworden, daß du doch eben am besten zu mir paßt, und daß ich dich will und keine andere. Na?"

Friede stand hilflos aber glücklich bei dieser merkwürdigen Liebeserklärung und wußte nicht recht, was sie antworten sollte, denn Ernst hatte seine Frage so gestellt, daß sie nicht das übliche verschämte ‚Ja' anbringen konnte. So raffte sie sich denn zusammen und sagte: „Ja, Ernst, es ist mir auch recht."

Und dann standen sie beide einen Augenblick verlegen da und sahen sich an, und endlich näherten sich ihre Köpfe, und sie gaben sich den ersten Kuß. Aber nicht gleichzeitig, sondern hintereinander, denn sie waren beide nach streng hygienischen Kramerschen Prinzipien erzogen, wonach ein Kuß auf den Mund etwas höchst Verwerfliches war, da es doch leicht einer ‚im Halse' haben und diese Krankheit auf den Kußpartner übertragen konnte. So hatte Friede im letzten Augenblick den Kopf abgewendet, und Ernsts Lippen hatten nur ihre Wange in der Nähe des Ohrs getroffen, worauf sie ihn gleichfalls von der Seite geküßt hatte.

Ernst aber hatte nicht umsonst lange Zeit in

Berlin gelebt und die anerzogenen guten Sitten dort abgestreift.

„Nein, Friede, so ist's nicht recht," sprach er, „das war zu verwandtschaftlich, das mußt du anders lernen." Und sie versuchten es noch einmal, da ging es schon besser, und sie übten es noch mehrmals und lachten dazwischen, denn das dichte Laubwerk barg sie vor den Blicken der anderen.

Da führte der Zufall Paulchen auf seinen Dichterwegen in die Nähe. „O! Ha! Pardon!" stotterte er bestürzt und zog sich schleunigst zurück.

Da er aber noch immer etwas in den Flegeljahren war, denen er nach Ansicht seiner Geschwister eine ungebührliche Ausdehnung gab, ließ er das Gedicht vom Moritzburgersee vorläufig unvollendet und trällerte, bei den Alten vorbeigehend: „Vater, die Luise hat der Franz gefragt, ob sie ihn auch liebe, sie hat jaa gesagt!"

Niemand legte seinen Worten einen großen Wert bei, aber Emmas Gedankengang wurde dadurch auf Naheliegendes gelenkt. „Wo ist denn mein Ernst?" fragte sie unruhig, denn von weitem sah man die Miß und Martha mit den Kindern kommen, und sie bemerkte mit Mißfallen, daß Friede bei dieser Gruppe nicht war.

Bald darauf kamen die Vermißten möglichst unbefangen aussehend herangeschlendert. Man stand auf,

um Kaffee zu trinken, ehe man in den Wald zur Saufütterung ging.

„Na, wo habt ihr denn gesteckt," brummte Emma verdrießlich, das Paar mit einem mißtrauischen Blick messend.

Aber für gar so nahe hatte sie die Gefahr nicht gehalten.

„Ja, Mutter," sagte Ernst gleichmütig, „wir konnten nicht eher kommen, wir haben uns eben verlobt." Da sank sie vor Schreck wieder auf die Bank nieder.

☆ ☆ ☆

Friedes Brautzeit dauerte nicht lange. Es war kein Grund vorhanden, daß die beiden warten sollten. Nur eben so lange, daß die Aussteuer fertig gestellt werden konnte. Mariechen strahlte vor Glück und fand sich nun endlich rehabilitiert und vollständig wieder in die Familie aufgenommen.

Kramer hatte Friede herzlich als Tochter willkommen geheißen. Er vertrug sich sehr gut mit Mariechen, deren schwärmerische Verehrung ihm immer wohl getan hatte, und deren Art ihm entschieden sympathischer war als die laute seiner Frau. Er übertrug dieses Wohlwollen auf Friede und gönnte ihr das Glück und die Ehre, denn so sah er es natürlich auch an, in seine Familie zu treten.

Emma hatte sich schließlich mit soviel Grazie, wie

ihr möglich war, in das Unvermeidliche gefunden. Sie ſtichelte und hackte zwar beſtändig nach der armen Friede, aber dieſem Los wäre vermutlich auch die willkommenſte Braut nicht entgangen. Emma Kramer hatte ſo recht das Zeug zur böſen Schwiegermutter.

Friede ließ ſich auch die Reden der Tante nicht anfechten. Sie war viel zu glücklich. Natürlich nicht ſo überſchwenglich, wie zum Beiſpiel damals, als ſie die goldene Uhr bekam, ehe Mademoiſelle Dutel das Gifttröpfchen ausgeſpritzt hatte. Auch nicht ſo jauchzend und überſelig, wie ſie es vielleicht vor Jahren geweſen wäre, wenn Architekt Müller plötzlich ſeinen Beſuch gemacht hätte, um um ihre Hand anzuhalten, aber ſie war doch ſo recht froh und zufrieden. Sie mochte Ernſt ſehr gern, und ſeine Kleinheit ſtörte ſie nicht mehr. Sie war ihm herzlich dankbar, als dem Rittersmann, der ſie aus dem verwunſchenen Kreiſe von literariſchen Kränzchen, ſpaniſchen Stunden und Paramentenſtickereikurſen zu erlöſen gewillt war. Und ſie war Braut, ein Mittelpunkt, um den man ſich drehte, nicht mehr der halb geduldete Outſider. Sie würde in Zukunft als Ernſts Frau etwas bedeuten, ſie konnte tun und laſſen, was ſie wollte, und kam von der ſanften, aber drückenden Botmäßigkeit ihrer Mutter frei.

Manchmal träumte ſie wirklich glückſelig vor ſich hin. Sie würde nun ihr Leben nicht mehr einſam

und zwecklos dahinleben. Sie würde einen reichen und gesegneten Kreis um sich sammeln, die geliebte Mutter einer frohen Kinderschar werden. Nicht bloß ein einsames, einziges Kind wollte sie haben, wie sie selbst es gewesen, das bei Fremden um Liebe und Anschluß betteln mußte. Ihre fröhlichen Knaben sollten zusammen tollen und raufen können, und ihre Mädchen miteinander die schönsten Puppenspiele treiben, und sie selbst wollte die lustigste dabei sein und die herrlichsten Aufführungen für sie ausdenken.

Und dann ging sie an den Kasten mit den ewigen Andenken und verbrannte die alten Tanzkarten nebst den verdorrten Kotillonsträußchen.

Ernst hatte eine hübsche, elegante Wohnung genommen, er behielt seine vortreffliche Köchin Resi, aber den Diener opferte er den vereinten Vorstellungen der Schwiegermütter, die natürlich um die Wette in dem jungen Haushalt ordneten, schalteten und walteten, und es wurde ein nettes Stubenmädchen genommen.

Friede hätte zwar beim Einkauf der Möbel auch nicht viel mitreden dürfen, aber Ernst tat dies für sie, und Mariechen, die vor ihm in seiner neuen Eigenschaft als Schwiegersohn großen Respekt hatte, fügte sich in alles. So gab es in der neuen Wohnung sehr schöne und moderne Möbel, ein Speisezimmer in Eiche, ein Herrenzimmer in Nußbaum mit Butzenschei-

ben, einen blauen Salon mit einem Kamin, der ſich mit der Zeit mit reizenden Meißener Nippſachen füllte, ein Schlafzimmer in mattgrau und daneben ein reizendes, luftiges, ſonniges — Fremdenzimmer, das man vorläufig noch nicht einrichtete, weil man ja eigentlich keinen Fremdenbeſuch erwartete. Aber man konnte nicht wiſſen. Dann war's immer noch Zeit. Er würde ſich ſchon vorher anmelden.

Die Hochzeit wurde auf der Terraſſe gefeiert. Sie war nicht ſehr groß, weil es ſich nur um eine Familie handelte, aber doch recht vergnügt, und in einem von Landrichter Tauber verfaßten Hochzeitscarmen fand ſich auch eine ganz diskrete kleine Anſpielung auf das erhoffte Dutzend, mit dem Friede den ahnungsloſen Ernſt zu beſchenken gedachte. Martha hatte aber leider nicht mitkommen können, da ſie ſelbſt in allernächſter Zeit einem freudigen Ereignis entgegenſah und die Reiſe von Bautzen nicht mehr gewagt hatte.

Die Hochzeitsreiſe hatte das junge Paar nach den italieniſchen Seen gemacht und war im Dezember wieder daheim eingetroffen. Ernſt fand viel Arbeit vor, und Friede hatte viel überflüſſige Zeit. Sie war in ihrem Hauſe wie zu Gaſt. Des Morgens beſprach ſie mit Reſi das Mittageſſen, das dieſe dann tadellos lieferte. Jede weitere Einmiſchung, namentlich aber das Herausgeben, wie man es überall in der Familie tat, hatte ſie ſich ſtrengſtens verbeten, und dies zur

Bedingung ihres Bleibens gemacht. Das neue Stubenmädchen machte seine Arbeit geräuschlos, deckte und servierte und überreichte Briefe und Zeitungen auf einem silbernen Teller, dem Hochzeitsgeschenk der Miß.

Für Friede blieb nicht viel übrig.

Sie besuchte häufig ihre Mutter und empfand ein eigentümlich stolzes und doch fremd wehmütiges Gefühl, wenn sie in den vertrauten Räumen wie ein Gast aufs Sofa oder in einen bequemen Lehnstuhl genötigt wurde und Rieke mit dem Zopfendchen, das sich immer noch gern löste, Rieke, ‚die schon immer alles hatte kommen sehen, schon als unser Freilein noch ganz kleene war,' ihr eine Tasse Bouillon oder ein Glas Eierchaudeau brachte.

Nachmittags hatte sie sich wieder dreimal wöchentlich an einem Kursus zur Anfertigung künstlicher Blumen beteiligt, den Frau Meta Körner arrangiert hatte, eigentlich nur zur Unterstützung der Lehrerin, einer verarmten Dame aus guter Familie.

Die übrige Zeit saß sie in dem traulichen Herrenzimmer mit einer Stickerei, denn an den neuen Sachen war ja natürlich noch nicht das geringste auszubessern.

Es ist nur ein Übergang, dachte Friede.

Auf der Hochzeitsreise hatte sie nichts von den seligen Wonnen kennen gelernt, die junge Paare in Romanen immer erleben, und die Else Otto noch nach Jahren schwelgen ließen in der Erinnerung an die himm-

lischen Tage damals im Harz, wo sie zuerst mit ihrem Erwin in Liebesglück vereint war. Friede hatte sich die Liebe ganz anders gedacht, so schön, so zart, so duftig und poetisch, und war wieder einmal bitterlich ernüchtert. Ihr ästhetisches Gefühl war anfangs tief beleidigt, und die Gewohnheit hatte bis jetzt noch kaum das Empfinden abgestumpft. Aber sie bezwang sich. Durch dieses Tal der Erniedrigung mußte man schreiten, jede Frau, selbst eine Königin, um dann gekrönt zu werden. Wie würde sie es lieben, dieses Kind, um das sie schon im voraus seelische Qualen erdulden mußte. —

☆ ☆ ☆

Es war Sommer. Mariechen erkundigte sich oft teilnehmend und zartfühlend, ob es Friede immer gut ginge, ob sie auch nichts vernachlässige, nicht vielleicht der Schonung bedürftig sei.

„Ist denn bei Friede immer noch nichts los? Worauf wartet ihr denn?“ fragte Emma Kramer in ihrer derb rücksichtslosen Weise.

Friede verneinte mit mattem Lächeln. Sie mochte es sich nicht merken lassen, wie angstvoll ungeduldig sie schon wartete und nach hoffnungsvollen Anzeichen spähte.

„Mein Gott, wir haben doch Zeit,“ entgegnete Ernst seiner Mutter. „Gedulde dich bloß, Tante Emma, deine Tochter macht dich oft genug zur Großmutter,

da brauchen wir uns nicht so dazuzuhalten, wir wollen auch erst etwas von unserm Leben haben und reisen im August nach Tirol."

Da Friede, wenn sie von den Schwiegereltern sprach, immer noch aus Gewohnheit Tante und Onkel sagte, hatte Ernst sich angewöhnt, seine Mutter scherzend Tante Emma zu nennen.

„Nun, ich kann's gewiß erwarten," meinte diese. —

☆ ☆ ☆

Friede und Ernst kamen aus Tirol zurück, vergnügt und sonnenverbrannt. Sie hatten viele Bergtouren zusammen unternommen und waren manchen Tag fröhlich zusammen gewandert. Einmal ruhten sie auf einer Matte von heißem Weg aus. Um sie strömte würziger Duft vom sonnenbeschienenen Kraut, Käfer und blaue Fliegen summten in der heißen, flimmernden Luft. Aus dem smaragdgrünen Wiesenteppich stiegen die grauen Wände schroff empor, unvermittelt in ihrer nackten Kahlheit standen sie mitten in der blühenden, grünenden Sommerpracht wie der kalte Tod neben dem warmen Leben. — Friede sah hinauf zu dem leuchtenden, tiefblauen Himmel. Grade über ihr schwebte ein schleierzartes, weißes Wölkchen und trieb im sanften Spiel des Windes dem goldenen Sonnenball entgegen.

‚Jetzt bin ich gerade darunter,' dachte Friede und

sah sich lächelnd um: „Wie schön ist doch die Welt," sagte sie laut. „Wie schön ist doch das Leben."

„Ja, nicht wahr," meinte Ernst, „und es ist doch auch gut, daß wir uns noch so ganz ungebunden desselben freuen können. Die arme Martha hat doch gar nichts von ihrem Leben. Entweder sie hat grade ein Kind gekriegt, oder sie wird bald wieder eins kriegen. Es ist doch viel besser, wenn man erst ein paar Jahre wartet."

„Ja, wenn ich ganz sicher wüßte, daß es dann käme. Wenn nicht immer die Angst wäre ..." seufzte Friede. Das Wölkchen, so klein es war, hatte sich über die Sonne gestürzt, und ein Schatten glitt über die flimmernde Landschaft. —

Weihnachten. Taubers mit ihren Kindern waren dazu gekommen. Bei Kramers war große Bescherung wie einst bei der Medizinalrätin. Die kleinen Taubers brachten wieder Kinderjubel und Lachen in die Familie, wo es nachgerade anfing, daran zu fehlen. Friede beschenkte ihre hübschen Nichtchen und den Neffen, das letzte war ein Junge gewesen, reichlich und hatte wieder das Gefühl, als wenn sie mit Marthas Wachspuppe spielen dürfte, aber selbst leer ausgegangen sei.

Sie träumte sich in die Zukunft. Vielleicht, vielleicht, nächstes Jahr, ach, bis dahin könnte sie auch ein kleinwinziges Püppchen im Arm halten oder wenigstens die Gewißheit haben, die man die gute Hoffnung nannte.

„Friede, du weißt nicht, wie gut du es haſt," ſagte Martha, die ſchon anfing korpulent zu werden, oder waren ſchon wieder Ausſichten? Man wußte bei ihr nie, wo es aufhörte, und wo es anfing. „Ich ſage dir, dieſes ewige Kindergeſchrei und Windelnwaſchen ſteht mir ſchon bis an den Hals. Und dann dieſen Ärger mit dem Mädchen, man iſt der reine Sklave."

‚Martha, du weißt nicht, wie gut du es haſt. Mir ſollte keine Sklaverei zu ſchwer ſein,' dachte Friede und ſah mit brennenden Augen auf das Kleinſte, das auf Marthas Schoß ſtand, fröhlich krähte und mit ſeinen dicken Patſchhändchen ſich feſt an den Hals ſeiner Mutter klammerte. Sie hätte es von Martha weg in ihre Arme reißen mögen! Ach nein, nicht dieſes Kind! Was ging ſie das an! Ihr eigenes!

☆ ☆ ☆

Als der Frühling diesmal ins Land zog, als ſich überall neues Leben regte, als warme, ſchwüle Winde wehten und die dicken Knoſpen der Kaſtanien ſprangen, da fühlte auch Friede, daß ihrem Wunſch Erfüllung bevorſtand. Sie ſtand am geöffneten Fenſter des Fremdenzimmers, das ſie die letzten Monate hindurch kaum hatte betreten mögen, und ſchaute hinaus in den Garten, in dem die Obſtbäume begannen, ſich mit verheißungsvollen Blüten zu ſchmücken.

O Welt, wie biſt du ſo wunderſchön.

Übers Jahr, ſo Gott will, ſtand wohl ein Kinderwagen dort unter dem Apfelbaum, und er ließ ſeine roſigen Blüten herabwehen auf das noch roſigere Antlitz eines kleinen Schläfers.

Friede faltete die Hände und betete um Erfüllung.

Ja, es gab einen Gott, einen gütigen, liebenden Vater, wie hatte ſie nur daran zweifeln können, wie war es anders möglich? Nur ein Gott konnte dieſes übermenſchliche, freudige Sehnen in ihr Herz gelegt haben.

Sechs Wochen ſpäter, als die Akaziendüfte ſchwer und drückend durch die Spitzenſtores ins Schlafzimmer fluteten, waren Friedes Hoffnungen zu Ende. Kaum gekeimt, waren ſie ſchon vernichtet. Warum? Ein eigentlicher Grund lag kaum vor. Vielleicht hatte ſie ſich übernommen, war zu lange ſpazieren gegangen, vielleicht hatte ſie ſich erſchreckt über ein Glas, das das Mädchen neulich hatte hinfallen laſſen. Wer konnte es wiſſen? Friede war ſich keines Unrechtes bewußt. Sie hatte ſich doch ſo geſchont — und ſo gefreut. War es möglich, daß nun alles wieder vorbei ſein ſollte, als wenn es nicht geweſen wäre, was ſie doch ſchon in ahnungsvollen Träumen zu beſitzen geglaubt hatte? Friedes heiße Tränen floſſen, und Mariechen und Emma waren ſehr empört.

„Du stellst dich wirklich an, als wenn du ein Kind verloren hättest," schalt die Schwiegermutter. „Es ist doch nicht der Mühe wert, so ein Wesens um einen Umschlag zu machen, das kommt doch hundert Mal vor. Martha ist's auch mal unrichtig gegangen, nach der Lilli und vor Hänschen, die hat sich gar nichts draus gemacht. Und du wirst auch noch mehr Kinder kriegen, als dir lieb sein wird."

Friede schüttelte stumm den Kopf und schluchzte weiter in ihre Kissen.

„Ja, wirklich, Friede," tröstete Mariechen, „ich möchte sie nicht alle ernähren, die ihr noch bekommen werdet."

Kramer sprach von den angegriffenen Nerven und Unterleibsschwäche. „Wir wollen sie nach Franzensbad schicken."

Friede hatte Sehnsucht nach den Bergen und wäre lieber wieder nach Tirol gegangen. „Muß es denn sein?" fragte sie.

„Gewiß," scherzte Kramer, „es wird ja nun wirklich bald Zeit, daß ihr euch etwas richtiges Kleines anschafft, sonst wirst du ganz nervös und schnappst über wie Clementine, die jetzt einen Doktor gefunden hat, der sie magnetisiert und zehn Mark für jede Sitzung nimmt. Aber siehst du, für nichts ist nichts, du mußt dich erst in Franzensbad kräftigen, und die Bergkraxelei hat dir nicht gut getan. Ich kann euch

ein paar recht gute Wohnungen aufgeben und du speist am besten im König von Portugal, da ist eine sehr feine und schmackhafte Küche.

Friede war, kaum genesen, nach Franzensbad gereist und hatte fleißig die Kur gebraucht. Der Badearzt hatte sie lachend getröstet, sie könne noch eine Menge Kinder bekommen, und sie war auch ganz munter und hoffnungsvoll heimgekehrt. Nun würde es wohl bald kommen. Sie hatte kaum noch Interesse für etwas anderes. Von Monat zu Monat wartete sie und hoffte sie, und jedesmal wurde sie enttäuscht. Dann weinte sie heimlich wieder stundenlang, und kaum war die Enttäuschung verwunden, regte sich leise, ganz leise, schon wieder die Hoffnung: diesmal könne es ja doch nun sein, diesmal könne ihr das Glück lächeln. Und als die Tage vergingen, hob sich das Hoffnungsflämmchen immer höher, Friede aß nicht und schlief unruhig vor zitternder Hoffnung und bebender Angst, ja, ein paar Tage loderte die Flamme vielleicht himmelhoch empor, flüchtige Blicke, die vor Entdeckung zitterten, huschten durch die verschlossene Tür des Fremdenzimmers und statteten mit Sekundenschnelle den leeren, kahlen Raum mit Himmelbettchen und weiß lackierter Wickelkommode aus, schoben ein Kinderstühlchen in die Ecke und hängten helle, luftige Vorhänge vor das Fenster. Und wenige Stunden später war der ganze schöne Traum wieder zerronnen,

und Friede lag bitterlich weinend vor ihrem Bett auf den Knieen.

Und endlich, endlich in grauen Februartagen wurde es doch wieder einmal Gewißheit. Friede war glücklich.

„Das ist ja schnell gegangen," sagte ihr Schwiegervater, für den der Monat nicht dreißig Tage gehabt hatte, zu vierundzwanzig Stunden, jede ganz erfüllt von einem einzigen erstickenden Gedanken. „Wirklich schnell, und diesmal wird's schon gutgehen. Paß mal auf, Franzensbad hat gut gewirkt, nimm dich nur in acht, und mache keine besonderen Kunststücke. Im übrigen gehe nur täglich an die Luft, mache dir mäßige Bewegung, iß ordentlich, und rege dich nicht so auf."

Friede erfüllte alle Bedingungen. Sie aß regelmäßig und pflichtgetreu, sie spazierte jeden Morgen in den großen Garten und enthielt sich aller ‚Kunststücke', das heißt, sie bewegte sich langsam und äußerst vorsichtig und klingelte immer dem Stubenmädchen, wenn ihr irgend ein Schlüssel oder die Schere auf den Fußboden fiel. Sie saß oft an ihrem Nähtischchen, klöppelte kleine, schmale Spitzchen, die man doch immer leicht mal brauchen konnte, und spann liebliche Träume dabei.

Wie war das Zimmer traulich und gemütlich in den trüben Tagen. Aus den Ecken und Winkeln kamen wieder die kleinen, goldlockigen Traumkinderchen ge-

ſprungen, die ſich ſo lange ängſtlich verſteckt hatten, und trieben fröhliche Spiele. Da ſchüttete das eine ſeine Schachtel mit Häuſern zu Friedes Füßen aus, damit ſie ſie ihm aufſtelle, da hüpfte eins mit ſeinem Püppchen heran, und eins mit langen, wehenden Locken hielt ihr ſein Buch hin und wollte überhört ſein. Ein ganz kleines kroch auf dem dicken Teppich, und ein wilder Bube ſaß auf der Sofalehne und kutſchierte von da ſein Hottehü.

So verlebte Friede ſelige Stunden einſamen Glücks mit ihrer Kinderſchar. Nicht allzuviele freilich, denn als der Winter mit Sturm und Brauſen abzog, um dem Lenz das Feld zu räumen, nahm er ihre Hoffnungen mit, ſang- und klanglos, und ſoviel man wiſſen konnte, grundlos wie das erſte Mal.

Friedes Kummer war grenzenlos. Warum mußte ihr das ſo gehen, wo andere des Segens reichlich, faſt überreichlich und weit über Verlangen teilhaftig wurden. Und war es nicht genug des Leids geweſen bei dem elenden Wechſel zwiſchen Hoffnung und Entſagung, hatte erſt ihre Sehnſucht zu ſchwindelnder Glückshöhe aufgeſtachelt werden müſſen, um dann doch vernichtet zu werden? Auch Ernſt war aufrichtig betrübt, und die Verwandten ſpotteten nicht mehr und waren karger und weniger überzeugt in ihren Troſtworten. Wie hatte ſich Friede geärgert über dieſe Redensarten: ‚ich möchte ſie nicht alle ernähren, die

du noch bekommen wirst,' und wie lechzte sie doch in der Stille nach diesem Trost.

Am heftigsten hatte Franziska, das nette Stubenmädchen geweint, das immer die Schlüssel und die Schere hatte aufheben müssen. Ganz besonders bitterlich, und zum Herbst mußte sie dann abgehen. „Und wie bin ich gelaufen und gesprungen," sagte sie zur Resi, „und hab oben die Fenster geputzt und unten auf den Knieen den Parkettfußboden aufgebohnert und Maschine genäht viele Stunden lang und immer wie wahnsinnig zugetreten, aber es hat alles nichts genützt, und die gnädige Frau, die es gar nicht nötig gehabt hätte, ist so leicht davongekommen."

Zwei, drei, vier Jahre gingen hin. Friede war ruhelos und nervös, mager und überhastig. „Ich weiß wirklich nicht, was du willst, Friede," sagte Lieschen Schütze und sah sich bewundernd in dem blauen Salon um, von dem üppigen Smyrnateppich auf dem Fußboden zu dem venezianischen Spiegel über dem Kamin, von den entzückenden Meißner Gruppen zu den herrlichen Palmen in der Fensternische, um schließlich die Augen auf Friedes elegantes, auf Seide gearbeitetes Tailor-made-Kleid zu heften. „Was entbehrst du denn? Du hast alles, was ein Menschenherz begehren kann, einen netten, guten Mann, der dich auf Händen trägt, einen reichen noch dazu, der dir alles gewähren kann, was du dir wünschst, hast eine reizende Wohnung,

wunderhübſche Sachen drin, Kleider nach der neuſten Mode, und wenn du klingelſt, bringt man dir, was du verlangſt. Herz, was begehrſt du noch mehr?"

„Wenn du meinſt, daß eine ſtilvolle Einrichtung, ein Dutzend Meißner Figürchen und Kleider aus dem erſten Atelier ein Menſchenherz mit ſeinen Hoffnungen und Wünſchen ausfüllen können . . ." ſagte Friede mit Bitterkeit.

„Ach, Larifari," unterbrach das reſolute Lieschen „andere haben gar nichts in ihr Menſchenherz zu tun und leben auch. Sogar ganz zufrieden. Man muß es dann eben mit Arbeit und Pflichten füllen, du aber haſt nichts zu tun und denkſt darum nur den ganzen Tag an dich."

„Ja, das iſt's eben, was gäbe ich drum, wenn ich etwas hätte, für das ich arbeiten könnte, und an das ich den ganzen Tag zu denken hätte."

„Ach, du willſt nur immer das haben, was du dir grade wünſchſt. Du haſt Pflichten genug, die vor deiner Tür liegen. Dein Mann ſieht dich ewig nur als Trauerweide. Auf Reiſen willſt du nicht mehr mit ihm gehen und fährſt immer nur in Bädern herum. Und außerdem hat man auch Pflichten gegen die Allgemeinheit. Eine reiche Frau wie du, die über genügend Zeit verfügt, könnte in der Armenpflege Wunder vollbringen."

„Bloß nicht, ich eigne mich gar nicht dazu. Ich

weiß nicht, was ich mit solchen Menschen sprechen soll, und der Arme-Leutegeruch, die engen, stickigen Stuben mit den vielen Kindern sind mir zuwider. Und dann das viele Reden um Nichtigkeiten in den Vereinen ist mir auch schrecklich. Ich habe ja alles versucht und wieder aufgegeben, wie so vieles. Ich habe im Albertverein mitgewirkt und im Fröbelbasar einen Tisch übernommen und die Matinee für den Verein gegen Armennot und Bettelei arrangieren helfen, ich bin dem Frauenverein beigetreten und habe lange Reden über die Gleichberechtigung der Frau mit angehört und über neue Erwerbsmöglichkeiten für das weibliche Geschlecht und Frauenbildung und Frauenstudium, und ich sage dir, Lieschen, es ist mir alles unendlich gleichgültig geblieben, und nichts, nichts hat die grauenvolle Öde und Leere um mich ausfüllen können, denn das eine, einzige, zu dem mich die Natur geschaffen, bleibt mir versagt."

„Du bist mir wirklich ein Rätsel, Friede, ich verstehe dich ganz und gar nicht," meinte Lieschen und ging kopfschüttelnd davon.

Ach, Friede verstand sich selbst nicht. Was wurde aus ihr? Sie sprach sogar in hohen, gewählten Worten ihre innersten Gefühle aus, wie weiland Paula Schreiber.

Manchmal dachte sie daran, ein Kind anzunehmen. In Hamburg hatte die Cholera zahllose Kinder zu

Waiſen gemacht, und faſt wie eine zweite Epidemie verbreitete ſich in ganz Deutſchland der Wunſch, ein ſolches Kind ſich zu eigen zu machen, ihm den ſchweren und plötzlichen Verluſt zu erſetzen. In zahlloſen Herzen, die Überfluß an Mitteln und unbegehrter Elternliebe beſaßen, ohne ſich ſelbſt vielleicht bisher darüber klar geworden zu ſein, drängten dieſe brach liegenden Gefühle jetzt jäh ans Licht, als die Zeitungen von den vielen, plötzlich elternloſen Waiſenkindern berichteten.

Wie bei allen großen Kataſtrophen ſtreckten ſich tauſend Hände den Unglücklichen helfend entgegen, weit, weit über Bedarf, während nach wie vor unzählige arme, vernachläſſigte, elende Kindlein, die keine große, ſondern nur eine ſchmerzliche alltägliche Geſchichte erlebt hatten, hilflos im Schatten weiter ſchmachteten.

Auch in Dresden wurde viel von den Cholerakindern geſprochen, und auch Friede erwog den Gedanken in mancher ſchlafloſen Nacht. Aber ſie war nicht eigentlich kinderlieb, ein eigenes Kind war ihr brennender Wunſch, nicht ein fremdes, an dem ſie keinen Teil hätte. Und wenn ſie ſich auch ſagte, daß die Sorge um ſolch ein hilfloſes, kleines Weſen ſie doch vielleicht von dem ewigen Grübeln und Sehnen ablenken und ihr die Möglichkeit wiedergeben würde, das viele Schöne und Gute in ihrem Leben zu erkennen,

ſo ſchien ihr dieſer Schritt doch faſt als die Beſiegelung der Hoffnungsloſigkeit. Dann wäre wohl ſicher alles aus.

Und wenn nicht — ja, dann würde ſie das Fremde haſſen, das ſich vorgedrängt hatte, um ihr eigenes Heißerſehntes um die Erſtlinge ihrer Liebe zu betrügen. Nein, es war nichts für ſie, und für Ernſt erſt recht nicht. Der Mann weiß nichts von den tauſend zarten Fäden, die ſich zwiſchen Mutter und Kind, ſelbſt wenn es nicht ihr eigenes Fleiſch und Blut iſt, ſpinnen können. Ihn erfüllt der frohbegrüßte Erbe nur mit einem Gefühl des befriedigten Stolzes: das iſt mein Werk, das habe ich vollbracht, und es muß ihm ein demütigendes Gefühl ſein, fremder Eltern Kind den bevorzugten Platz in ſeinem Hauſe zu gönnen und täglich daran erinnert zu werden, was ihm ſelbſt verſagt blieb.

Und dann die Familie! Es war gar nicht auszudenken, welcher Sturm ſich da erheben würde.

☆ ☆ ☆

Albert ſtampfte bei Mariechen in der Stube auf und ab. Zum Abend waren ſie alle zu Emma befohlen.

„Na, was gibt's? Du biſt ja gewiß au fait, was ſie eingekauft hat. Bei dieſer Wärme bot ſich ihr gewiß ein embarras de richesse beim Wildhändler.“

Leider, leider muß es geſagt ſein, daß der Ver-

kauf von Fischen und Wild sich in den letzten Jahren mehr und mehr vom Antonsplatz zurück und in elegante Läden gezogen hatte, in denen man nicht mehr so bequem handeln und feilschen konnte wie ehedem. Eine der Hauptwürzen war dadurch Emmas Leben geraubt worden, und Karl führte mit der Sicherheit des Mediziners das Ergrauen ihres Haupthaares auf die Veränderung hin, die das alte, gemütliche Dresden bei seiner Umwandlung in eine moderne Großstadt erlitt.

Da gab es keine Omnibusse und keine Pferdebahnen mit Mauleseln, keine Chaisenträger in kanariengelber Livree mehr, die die Sänften durch die Straßen trugen. Die elektrischen Bahnen jagten dahin, sausende Radfahrer bedrohten Leben und gesunde Glieder der Passanten, und die unerbittlichen Taxameterdroschken gestatteten einem nicht mehr, mit einem Kutscher eine Fuhre gemütlich auszuhandeln. Wie wohlig hatte man dann immer in der Droschke gesessen, wenn der Kutscher sich entschloß, für einen Taler statt für vier Mark eine größere Fahrt zu machen. Alle Kutscher auf dem Droschkenstand vor dem alten Haus hatten ja die Frau Doktern mit ihrer Eigenheit ganz genau gekannt, und die Frau Medizinalrat auch, und Frau Wend und das Fräulein Miß. Einmal vor kurzem hatten sich Emma und Mariechen gemeinsam so einen neumodischen Taxameter gegönnt. Sie hatten sich be-

quem in den Wagen zurückgelehnt und dem Kutscher, wie vorzeiten so oft, zugerufen, sie hübsch um die Schläge zu fahren. Früher wurde nämlich auf allen Landstraßen Chausseegeld erhoben, und die Chausseehäuschen ließen einen Schlagbaum herab, wenn entweder ein gar zu unternehmend aussehendes Fuhrwerk herankam oder der Mann hinter dem Schiebfensterchen, mit dem Lederbeutelchen an der langen Stange, aus irgend einem dringenden Grunde seinen Platz mal auf einen Augenblick verlassen mußte. Diese Zahlstellen nannte man dann je nach der Chaussee: der Pirnsche Schlag, der Dohnsche Schlag und so weiter. Und wenn man um die Schläge fuhr, so hieß das einfach, man machte eine Spazierfahrt außerhalb der Tore. Das hatte früher jedes Kind gewußt, und dieser grüne Mensch auf dem Kutschbock verstand gar nicht einmal, was sie wollten.

Ja, das Leben war eigentlich gar nicht mehr schön, und die guten alten Zeiten waren für immer entschwunden.

„Du, Albert, ich glaube, ich weiß etwas Neues. Aber du darfst nichts verraten, es ist ein Geheimnis!"

„Nun, Mariechen?"

„Aber mit keiner Seele darüber sprechen, auch nicht mit Clementine."

„Mit Clementine könnte ich gern darüber sprechen. Sie würde gar nicht zuhören, sie hat absolut keine

Intereſſen. Aber es fällt mir natürlich nicht ein. Nun ſprich dich nur endlich aus."

„Tauber kommt hierher ans Oberlandesgericht."

„Ach, der hat aber gute Karriere gemacht! Das freut mich, freut mich für Emma und Heinrich. Und das Gehalt wird ja nun auch beſſer. Freilich, freilich, Dresden iſt ein teures Pflaſter. Es wird ihnen ſchwer werden, ſtandesgemäß durchzukommen, Emma wird tüchtig mit zufuttern müſſen, das tut ſie ja nun mehr als gern. Wieviel ſind denn da? Fünf? Nicht? Und Martha?"

„Natürlich wieder in andern Umſtänden, bei ihr kann man faſt die gewöhnlichen die andern nennen. Ach, Albert, warum iſt's doch im Leben ſo häßlich eingerichtet, Taubers bekommen ein Baby nach dem andern, er weiß nicht, wie er mit Anſtand durchkommen ſoll, und Martha erliegt faſt der vielen Arbeit. Sie hat von Anfang an geklagt und gejammert, ſchon das erſte war ihr zu viel, und meine Friede, die Gott weiß was dafür geben würde, hat immer das Malheur. Und ich fürchte, ich fürchte, da kommt keins mehr."

„Ja, Mariechen, ſie hätte Ernſt ein paar Jahre eher heiraten müſſen. Die Jahre in Berlin waren wohl keine guten. Immer luſtig gelebt und die Freuden der Großſtadt genoſſen. Sag, iſt die Ernennung von Tauber ſchon ganz feſtſtehend?"

„Ja, ſie wird wohl dieſer Tage im Journal ſtehen."

Bei Kramers war man schon beim Nachtisch, als Ernst und Friede eintraten. Ernst hatte sich mit einer Sitzung entschuldigen lassen, in Wirklichkeit zog er das daheim von Resi sorgsam bereitete Essen den Fleischtöpfen seiner Mutter vor und besuchte deren Gesellschaften lieber ‚gegessen'.

„Na endlich," empfing sie Emma spitz. „Ich dachte, ihr würdet uns gar nicht die Ehre geben. Friede hatte gewiß soviel zu tun? Eßt ihr noch was? Nicht? Sieh mal, Ernst, ein Stückchen Kapaun ist grade noch da, das Kaiserbein, das du so liebst! Willst du nicht? Und du, Friede? Lockt es dich nicht? Oder ein bißchen Obst? Wundervolle Pfirsiche habe ich heut eingekauft. Ich hab sie selbst nach Haus getragen."

„Nein, danke, Mutter," sagte Ernst, mißtrauisch die schönen Früchte musternd, von denen jede eine kleine Druckstelle aufwies, „nein, danke, ich bin doch nicht die Steintalen."

„Woher kommt eigentlich diese Redensart?" fragte Paulchen, der seine großen Ferien daheim zubrachte und sich von dem nicht allzu eifrig betriebenen Studium der Rechte mit einer Wollust erholte, die er nicht hätte empfinden können, wenn ihm das Schicksal vergönnt hätte, nach seinem Jugendwunsch ganz als Privatus zu leben.

Die Älteren lachten, und Ernst erklärte: „Frau Steintal war eine Freundin der seligen Großmutter,

Julchen Steintal, geborene Klötzer. Sie hatte einen wundervollen Obſtgarten und erntete das Obſt zentnerweiſe. Jeden Tag ging ſie durch ihre Schatzkammer, wo auf Geſtellen die ſchönſten Früchte lagen, und ſuchte diejenigen aus, die anfingen Stellen zu bekommen. Die aß ſie dann immer auf und brachte es auf dieſe Weiſe fertig, trotz der größten Vorräte lebenslänglich nie etwas andres als halbverfaultes Obſt zu eſſen."

„Ich weiß nicht, was du damit ſagen willſt, Ernſt. Die Pfirſiche ſind ausgezeichnet. Die kleinen Stellen kann man doch leicht ausſchneiden."

Man ging in den Salon, Clementine ſetzte ſich an den Flügel und ſpielte eine Beethovenſche Sonate. Ihr Anſchlag war weich und doch kraftvoll, die Töne quollen wie ein ſüßer, berauſchender Strom unter ihren ſchlanken Fingern hervor.

Friede ſetzte ſich in einen Lehnſtuhl in ihre Nähe und hörte zu. Sie war nicht muſikaliſch, aber ſie träumte gern zur Muſik, und die Töne löſten je nachdem traurige oder heitere Bilder in ihrer Seele.

Die anderen kümmerten ſich nicht um die Kunſt, deren Ausübung für ſie mit läſtigem Geräuſch verbunden war. „Wenn ſie wenigſtens einen Walzer ſpielen wollte," ſagte Karl und ſetzte ſich mit Ernſt zu einer Partie Schach. Paulchen kibitzte.

Emma zog Albert in eine Ecke und ‚quetſchte' ihn

über eine Familie von Egge, die eine hübsche Tochter hatte, der sich Karl in letzter Zeit lebhaft genähert zu haben schien. Das Quetschen war eine Kunst, die Emma besonders verstand, sie wäre imstande gewesen, aus einem Pflasterstein Zitronensaft zu pressen.

Die Miß und Mariechen saßen mit dem Hofrat in einer anderen Ecke auf dem Sofa und ließen sich von ihm aus seiner vornehmen Praxis erzählen. Clementine beendete den letzten Satz der Sonate und ließ die Hände sinken. Niemand rührte sich zu irgend einer Äußerung, aber es war ihr gleichgültig, sie spielte nur zu ihrer eigenen Freude.

Friede hatte sie während des Spiels beobachtet. ‚Eigentlich sind wir doch Leidensgefährtinnen,' dachte sie, ‚wir sind beide kinderlos.'

„Tante Clementine," begann sie zögernd, „ist es dir nicht manchmal einsam zu Haus?"

„Einsam? nein, durchaus nicht, ich beschäftige mich mit meiner Musik, ich male, ich habe jetzt ein Stillleben angefangen, das ich auf die Kunstausstellung zu bringen hoffe. Brennend rote Nelken in einem grauen Steintopf. Es wird wundervoll. Nein, einsam fühle ich mich durchaus nicht. Ich bin gar keine Freundin von Geselligkeit oder dem, was ihr so nennt."

„So meine ich es nicht, Tante Clementine, aber hast du dir nie wieder Kinder gewünscht? Sehnst du dich nicht manchmal nach deinem verstorbenen Töchterchen?"

„Ach, ich bitte dich, das ist ja so lange her, mein Gott, sie wäre jetzt schon erwachsen, vielleicht gar verheiratet. Das sieht mir doch keiner an, nicht wahr?“ Und Clementine warf einen selbstgefälligen Blick in den Spiegel auf das modisch frisierte, immer noch rabenschwarze Haar, auf ihre tadellos schlanke Figur.

„Es würde mich schrecklich alt machen, die große Tochter, und womöglich gar Enkelchen! Brr! Ich danke, ich habe mir nie etwas aus Kindern gemacht.“

☆ ☆ ☆

Zehn Jahre waren sie jetzt verheiratet. Martha Tauber hatte schon längst das sechste, da flog noch einmal die Hoffnung über das Dach der jungen Kramers und ließ sich verheißungsvoll auf dem Sims des Fremdenzimmers nieder. Friede wollte es gar nicht glauben. „Ich will nicht hoffen! Ich will mich nicht freuen! Es wird doch wieder nichts,“ sprach sie trotzig zu sich und verschloß ihr Herz aus lauter Angst vor dem entsetzlichen Stoß, der es bei einem erneuten Fehlschlag treffen müßte.

„Sei guten Muts,“ bat Mariechen, „warum solltest du nicht fertig bringen, was Millionen andern Frauen glückt. Du bist ja noch jung.“

„Unbedingte Ruhe,“ verordnete der Hofrat, und Friede ruhte. Sie lag in ihrem eleganten Schlafzimmer in einer hübschen, elfenbeinfarbenen Bettjacke

und ſtand nichts aus. Ernſt tat alles, was er ihr an den Augen abſehen konnte, brachte ihr täglich ſchöne Blumen und die erleſenſten Leckerbiſſen, die Erſtlinge der Saiſon, Mariechen kam mit ihrer Handarbeit, Freundinnen und Beſuch vertrieben ihr die Zeit, auch die alte Miß kam täglich, obgleich ſie recht wacklig und ſchwerhörig geworden war. Sie lebte jetzt für ſich, denn die Unterbringung des jungen Guſtav in einer Anſtalt hatte ſich leider nicht mehr vermeiden laſſen, und Emil hatte ſeinen Haushalt aufgegeben und lebte ſeiner geſchwächten Geſundheit wegen meiſt auf Reiſen.

Friede las auch viel, aber am allerliebſten lag ſie doch und blickte hinaus, wo vor dem offenen Fenſter die grünen Wipfel rauſchten, und beobachtete mit ſcheuem Blick die luftige, zarte, kleine Hoffnung, die ſich mit ausgebreiteten regenbogenfarbenen Schwingen, als wenn ſie jeden Augenblick davonfliegen wollte, auf einem vorſpringenden Zweig des Apfelbaums draußen ſchaukelte.

Und Friedes ſcheue, angſtvolle Augen baten: bleib, rolle deine Flügel zuſammen, ruhe bei uns! Sieh, ich wage ja nicht die Hand nach dir auszuſtrecken, um dich nicht zu verſcheuchen, und ich habe Angſt, du möchteſt in nichts zerrinnen, wenn ich dich erfaſſe.

Diesmal ſchien ſie wirklich bleiben zu wollen. Die Zeit ging langſam weiter, die Sonne ſchien noch heiß, ſie gilbte die Blätter des Apfelbaums und rötete die

Bäckchen der Früchte, der Wind kam und schüttelte und riß Blätter und Früchte über Nacht herunter, der Regen trommelte an die Scheiben, die kahlen Zweige pochten naß und glänzend an, die Abende wurden lang, das Feuer brannte im Ofen, und die ersten Schneeflocken fielen, da durfte Friede wieder aufstehen. Die Zeit der Gefahr war vorüber, nun würde alles seinen Gang gehen.

Weihnachten kam. Welch Fest der Hoffnung und Freude diesmal. Friede sah zum ersten Mal neidlos auf Marthas große Schar.

„Na, nun bist du ja auch so weit, ich gönn dir's lieber wie mir," meinte die Cousine, „freilich, du hast's gut, du kannst dir Mädchen halten, so viel du willst, ich muß den ganzen Haushalt mit einer besorgen, und diese Wirtschaft, Ärger in der Schule und Masern und Keuchhusten und große Wäsche und Strümpfe stopfen! Ich weiß oft nicht ein noch aus, du wirst's leichter haben."

Friede lächelte vor sich hin. Ihr Kind sollte gewiß keine fremde Hand berühren. Ganz allein wollte sie es warten und pflegen.

„Wann machen denn Ernstens ernst?" witzelte Karl, der seit einem Jahr mit Fräulein von Egge verlobt war und den größten Teil des Abends bei seiner Braut zugebracht hatte.

„Im April denke ich," sagte der Hofrat.

Wieder kam das Frühjahr. Schwerfällig, in einen weiten Umhang gehüllt, wanderte Friede jeden Morgen mit ihrer Mutter durch die Alleen des großen Gartens. Sie liebte ihn schon lange ebenso leidenschaftlich, als wie sie ihn in den Tagen Mademoiselle Dutels gehaßt hatte. Das heißt das, was noch vom ursprünglichen großen Garten vorhanden war, das mit so wunderbarer Schönheit und Stimmung angelegte romanische Kreuz. Die neu entstandenen Anlagen mit dem Karolasee, die sich jetzt an den Stätten ihrer wildromantischen Kinderspiele bei der ehemaligen alten Krähenhütte ausbreiteten, waren ja ganz hübsch, und es ließ sich gut darin lustwandeln, aber sie paßten sogar nicht recht zum übrigen. Sie waren wie ein Eichenzweig, den man auf eine Hängebirke gepfropft hat. Den Mann aber, der die breite, schräge Straße von der großen Wirtschaft zur Hauptallee ersonnen hatte, den hatte sie schon als vierzehnjähriges Mädchen gehaßt, wie einen Vandalen, der mit scharfem Messer einen großen Schnitt durch ein schönes Bild zieht.

Zeitig war dies Jahr der Frühling gekommen. Friede war still. Nun es so nahe bevorstand, was sie so brennend gewünscht, hatte sie fast Angst, es könne noch etwas dazwischenkommen.

Überall brach das junge Grün aus der schützenden Hülle, Krokus und Tulpen drängten aus dem dunklen Schoß der Erde zum lachenden Licht des

Tages, und auch Friede fühlte das geheimnisvolle Leben, wie es ſich in ihr regte und danach verlangte, am Sonnenlicht zu atmen.

Wie würde es ſein? Sie betrachtete alle kleinen Kinder, die auf den beſonnten Kieswegen ſprangen, ſchaute mit verlangenden Blicken in jeden Kinderwagen und ſuchte ſich grade das ſchönſte, das kräftigſte Kind mit den klügſten und glänzendſten Augen aus allen heraus. So ſollte es ſein! Doch nein, es gab gar keins, das ihr genügt hätte. Die blonden Locken ſollte es von dieſem, die großen Augen von jenem haben, von einem die roſigen Farben und langen Wimpern, von dem andern die herzigen Strampelbeinchen.

Aber nein, manchmal dachte ſie, es brauchte gar nicht ſchön, nicht klug, nicht ſtark zu ſein. Das elendſte kleine Geſchöpf, wenn es nur ihr eigen wäre, wie wollte ſie es lieben. Und wenn es ſo jämmerlich, ſo häßlich wäre, daß kein anderer Menſch es leiden möchte, dann ſollte ihre Liebe ihm Erſatz für alles ſein.

Zu Haus war alles vorbereitet, Frau Schanz, die Hebamme, war beſtellt, und mit dem Hofrat war man die ganze Nacht telephoniſch verbunden. Das Fremdenzimmer war nicht mehr leer und kahl. Das Himmelbettchen, die Badewanne, der Wickeltiſch und der Schrank, alles in ſchneeiger Weiße, prangten darin, und an dem Fenſter flatterten weiße Mullgardinen.

Im Schrank lag die reichhaltigste Babyausſteuer, denn Mariechen hatte ſich wirklich nicht genug tun können, für das Enkelkindchen zu ſorgen, das ſo lange hatte auf ſich warten laſſen.

Friede hatte ſelbſt ſchon das kleine Bettchen bezogen, und das erſte Hemdchen und Jäckchen, die erſten Windeln und Flanelltücher bereitgelegt und die blanke neue Wärmflaſche daneben geſtellt, die darauf wartete, mit heißem Waſſer gefüllt zu werden, wenn der kleine Ankömmling ſeine gewärmten Hüllen nach dem erſten Bade verlangen würde. Die Babyſeife lag im Napf, die kleinen Schwämmchen hingen bereit, das neue Badethermometer lag in der Wanne und das Laken war über den Ständer gebreitet. Nichts fehlte. — Ganze Stunden verbrachte Friede in dieſem Zimmer, liebkoſend ſtrich ſie über die winzigen Sächelchen, träumte die runden, kleinen Arme in die Ärmelchen, das flaumige Köpfchen auf das Kiſſen. Alle Wonne verſchwiegener Weihnachtsvorfreude aus ihren Kindertagen koſtete ſie in dieſem Zimmer wieder durch, und die Hoffnung kauerte mit halbgeſchloſſenen Augen auf dem Rande des Kinderbettchens, träge und ruhig, und bewegte nur wie im Traum einmal die Schwingen, als wolle ſie probieren, ob man noch damit fliegen könne.

Bald — bald würde ſie ſich greifen laſſen. —

☆ ☆ ☆

Das war ein Laufen und Rennen im Haus am Morgen des 16. April. In der Nacht war Frau Schanz und in aller Frühe der Hofrat und Mariechen geholt worden.

Frau Schanz kam ihm entgegen, guten Muts, wie es ihres Amtes ist: „Ei scheenen guten Morgen, Herr Hofrat! Ei freilich, es geht alles sehr gut! Bis jetzt ist nichts verseimt, Herr Hofrat. Aber die Lage könnte schon besser sein. Ich glaube, es wird eine Wendung gemacht werden müssen. Ei, beruhigen Sie sich doch, meine gute, liebe, gnädige Frau, es ist ja gar kein Grund zur Beunruhigung. Das kommt ja oftmal vor, das hat wirklich gar nichts auf sich!“

Und nachdem man das aufgeregte Mariechen mit Mühe beschwichtigt hatte, wurde beschlossen, den ersten Spezialisten der Stadt zuzuziehen. Den jetzigen ersten, nicht mehr den, den man zu Herzpüppchens gerufen hatte, der war längst Schön-Annchen in die Ewigkeit gefolgt.

„Ich muß die Wendung in der Narkose vornehmen,“ sprach die Autorität.

Friede sah angstvoll von einem zum andern. Da war etwas nicht in Ordnung. Mariechen hatte ihr Ammons Mutterpflichten geschenkt, und da war alles ganz anders geschildert.

Es würde doch nicht jetzt, jetzt noch etwas dazwischenkommen? Saß da nicht die kleine Hoffnung auf dem

kahlen Schädel des großen Spezialisten und schlug heftig mit den Flügeln, als gefiele es ihr gar nicht da, und als wollte sie alsbald auffliegen.

„Lebt das Kind?“ stammelte Friede angstvoll. Sie dachte kaum an die Schmerzen. Der Geheimrat horchte. „Gewiß, gewiß, der Herzschlag ist sehr kräftig. Es ist gar keine Veranlassung, sich zu beunruhigen.“

Mariechen brachte das Kinderzeug und legte es auf dem abgeräumten Toilettentisch bereit, damit Friede es sehen sollte, sie holte auch das letzte Geschenk von Ernst ins Zimmer, das hellblau ausgeschlagene Babykörbchen, das dem kleinen Erwarteten zum ersten Lager dienen sollte.

Die kleine Hoffnung faltete die Flügel wieder zusammen und hockte still und ruhig auf ihrem Thron.

Kramer hielt Friede das Chloroform vor. Ernst und Mariechen hatte man entfernt, nur Frau Schanz war mit behilflich.

Ein widerlich süßer Geruch erfüllte das Zimmer.

„Du mußt zählen, Friede.“

Sie zählte langsam. Es war so unangenehm, wie der übelmachende Geruch einem beim Sprechen in den Mund drang. Und dann war etwas so schwer und drückend. Sie fühlte noch Schmerzen, aber schwach, wie aus weiter Ferne, und ebenfalls von weit her hörte sie ihren Schwiegervater sagen: „Du mußt weiterzählen, Friede.“ Siebenundvierzig, achtundvierzig, neunundvierzig, wie merkwürdig matt ihre Stimme

klang. Sie wurde eingesaugt von etwas schrecklich drohendem Unfaßbarem, Unbekanntem, das sich wie eine dicke Nebelwand vor ihr aufrichtete.

Immer näher rückte es, fünfzig, einundfünfzig, zweiundfünfzig, schon stand es dicht vor ihrem Mund und schluckte den Ton ein, ehe er laut wurde. Der obere Teil fing an sich überzubeugen. Friede konnte kein Glied rühren, nur mit der Stimme, mit letzter verzweifelter Anstrengung stemmte sie sich dagegen, von dieser schrecklichen, dichten, atembeklemmenden Masse begraben zu werden. In Todesangst spannte sie alle Kräfte an, drei . . . undfünfzig . . . vierund . . . fünf . . . zig, fünf . . . es ging nicht. Es drückte sich schon auf ihren Mund und saugte gierig den Atem ein.

So möge es denn fallen, dachte Friede verzweifelt, lieber nun endlich zerschmettert, zerquetscht, begraben werden, als länger diese Angst ertragen, die ja doch das Unvermeidliche nicht aufhalten kann. Und sie ließ ihren Widerstand fahren, den starken Willen, der sich so lange gegen die Vernichtung gesträubt hatte. Und im gleichen Augenblick stürzte das Furchtbare, Unbekannte mit donnerartigem Krachen über ihr zusammen, es brauste wie von tausend Wasserfällen in ihren Ohren, dann das langhingezogene Rollen eines dahinbrausenden Eisenbahnzuges, schwächer und leiser werdend, und dann — das Nichts.

☆ ☆ ☆

„Es ist alles in Ordnung, es ist sehr gut gegangen," sprach eine Stimme in weiter Ferne. Friede öffnete die Augen. Sie lag in ihrem Bett, Frau Schanz eilte geschäftig mit Waschbecken, Watte und Tüchern hin und her, der Hofrat und die Autorität standen am Fußende ihres Bettes. Ersterer nickte ihr zu: „Es ist alles überstanden!"

Alles überstanden? Was denn? Ach ja! Ein freudiger Schreck durchzuckte sie, und sie war mit einem Male ganz wach. „Ist das Kind denn schon da?"

„Jawohl."

„Ist es denn ein Junge oder ein Mädchen?"

„Ein Mädchen." Die Ärzte sahen sie prüfend an. Friede schloß die Augen vor Glück. Sie vermochte diese Seligkeit wirklich nicht zu fassen. Sie hätte laut jauchzen und jubeln mögen und es in alle Welt hinausschreien: mein Kind, mein Töchterchen, mein kleines Mädchen, meine Dorothea, das Geschenk Gottes. Ja so und nicht anders sollte es heißen. Wie würde sich Ernst freuen und die Mutter! Wo waren sie denn nur? Warum rief man sie nicht herein? Warum standen die andern so merkwürdig still und teilnahmlos, so geschäftsmäßig dabei, während sie vor Glück fast erstickte. Es war so still im Zimmer, und sie hatte doch gemeint, beim ersten Schrei ihres Kindes würde das ganze Haus mitjubeln. . . . Der erste Schrei? . . . ja, nicht wahr, Neugeborene pflegten doch zu schreien

— und hier war es ſo ſtill — ſo entſetzlich ſtill, man hörte die Uhr ticken.

Eine entſetzliche, lähmende Angſt befiel ſie. „Das Kind?“ ſprach ſie von einem zum andern blickend mit bebender Stimme, „es iſt doch nichts mit dem Kind?“ —

Ihr Schwiegervater prüfte grade aufmerkſam die von Frau Schanz vorbereiteten Wattebäuſche, und die Autorität ließ ihre Augen überall im Zimmer umherſchweifen, nur grade von Friedes angſtvoll fragenden Augen ließen ſie ſich nicht haſchen.

„Frau Schanz!“ Die junge Mutter krallte ſich in die Schürze der grade vorübergehenden Hebamme, „Frau Schanz! das Kind lebt doch?“

„Ei freilich, freilich, meine liebe gute Frau Direktern, Se miſſen ſich bloß nicht ſo aufregen. E biſſel matt is es, mer hams derweile in den Korb gelegt, damit es ſich erholt, — ſo nach und nach. — Ei freilich, freilich. — 's wird ſchon, nur hibſch ruhig miſſen Se bleiben.“

Friedes Herz ſchlug wie ein Hammer. So ſicher hatte ſie ſchon den tödlichen Schlag, der ihr die letzte Spur von Hoffnung genommen hätte, zu ſpüren vermeint, daß ihr ſelbſt dieſer matte Troſt Beruhigung gewährte.

Sie wendete mit Mühe den Kopf zur Seite nach dem Körbchen hin, wo ihr Töchterchen lag, matt, ſchwach, aber doch atmend. Der Korb war nicht mehr da.

Da fielen ihre Blicke auf das bereitgelegte Babyzeug. Es lag noch unberührt auf dem Tisch, auch die blanke Wärmflasche stand noch da und blitzte höhnisch: ‚Man hat mich nicht gebraucht! Da war ja gar kein kleines, zartes Kinderkörperchen, dessen schwacher Eigenwärme ich hätte nachhelfen können. Der Kälte des Todes stehe ich machtlos gegenüber.‘

„So sagt mir doch die Wahrheit!“ schrie Friede auf. „Sagt es mir doch. Lebt das Kind oder ist es tot?“

„Ja, Friede, es ist tot,“ sagte der Hofrat entschlossen zu ihrem Bett tretend, „einmal mußt du es ja doch erfahren, nun sei tapfer, wie du es schon so oft gewesen bist. Das Kind hat so gelitten, daß es nicht mehr lebensfähig war.“

„Jawohl, meine liebe Frau Direktor,“ ließ sich jetzt die Autorität vernehmen, „es war eine außerordentlich schwierige Entbindung, die aber doch, wie ich mit Befriedigung konstatieren kann, durchaus glücklich verlaufen ist. Sie können sehr froh und dankbar sein, denn es ist nicht häufig, daß eine solche Sache so glatt und gut und ohne die geringste Beschädigung der Gebärenden abläuft. Nun seien Sie hübsch vernünftig, richten Sie Ihre Gedanken auf Angenehmes, und ich bin überzeugt, daß das Wochenbett unter der bewährten Aufsicht unseres lieben Hofrats, der hier ja nicht bloß beruflich, sondern auch durch

Familienbande beteiligt ist, zur vollsten Zufriedenheit ablaufen wird."

☆ ☆ ☆

Acht Wochen später lag Friede auf ihrem Ruhebett im blauen Salon, teilnahmlos und gleichgültig gegen die Außenwelt wie immer seit jenem schrecklichen Tage. Körperlich hatte sie sich leidlich erholt, aber eine seelische Genesung wollte nicht eintreten. Sie las nicht, sprach nicht, sie antwortete kaum, wenn man sie etwas fragte, und sie verriet nicht das geringste Interesse an irgend jemand. Von Karls Hochzeit, die in einer Woche stattfinden sollte, wollte sie nichts hören, und Martha, die ja jetzt in Dresden und natürlich auch wieder in Hoffnung war, wollte sie nicht mehr empfangen, seit diese ihr beim ersten Besuch den gutgemeinten Trost gespendet hatte: „Schließlich ist der Verlust doch nicht so schwer, liebe Friede, du hast das Kleine ja noch gar nicht gekannt. Es ist doch nicht so, als wenn du ein älteres Kind verloren hättest. So ein Neugeborenes ist doch nichts anderes wie ein kleines Tier."

Friede hatte nicht geantwortet, sich nur abgewendet.

Ja, alle sagten es, es sei besser so, als wenn sie das Kind eine Weile besessen und sich erst daran gewöhnt hätte, und hätte es dann erst verloren!

Was wußten dieſe Menſchen von den Stunden heimlichen Glückes, die ſie ſchon genoſſen. Hatte ſie es nicht ſchon jeden Tag beſeſſen, während ſie es unter dem Herzen trug? War eine Ecke, ein Winkel in der Wohnung, in die ſie es nicht hineingeträumt hatte, ein Plätzchen im Garten, auf dem ſie es nicht hätte ſpielen ſehen? War dieſer Verluſt nichts? Und wieviel leichter, meinte ſie, hätte ſie ihn ertragen, wenn ihr geträumtes Glück nur ein paar Jahre oder nur ein paar Wochen oder wenigſtens eine einzige Stunde wahr geworden wäre, daß ſie, ach nur ein einziges Mal, die ſüßen, warmen Lippen ihres Kindes hätte küſſen können.

Man hatte ihr das kleine wächſerne Geſchöpfchen mit den ſtarren Gliedern gereicht, ehe man es zur Erde beſtattete. Sie hatte ſo heiß darum gefleht, und obgleich Mariechen und Emma heftig widerſprachen, hatte Kramer es ihr doch bringen laſſen.

„Das finde ich nun unnatürlich," ſagte er, „daß ſie ihr Kind nicht wenigſtens mal ſehen ſoll."

Wie ſah es doch ſo fremd aus. Es hatte das bereitgelegte Kinderzeug jetzt an. Ach, ſo hatte ſie es ſich nicht ausgedacht, in den Stunden erhofften Mutterglücks, daß ſo ſteife Ärmchen ſich ſo hölzern aus den kleinen, niedlichen Ärmelchen ſtrecken würden. Und wie mochten wohl dieſe Augen ausſchauen, die ſich nie dem Lichte geöffnet hatten? Aber gleichviel, von nun an trug die Erinnerung an ihr Kind die Züge dieſer

kleinen Leiche. Sie liebte und betrauerte es in dieſer Geſtalt und träumte, daß ſie es in den Armen hielte, und daß ihre heiße Liebe die Kälte und Starrheit des kleinen Körpers löſen und erwärmen könnte.

„Das geht nun wirklich nicht ſo weiter, meine gute Friede," ſprach der Hofrat in väterlichem Tone. „Der arme Ernſt, der ſelbſt ſo betrübt und niedergeſchlagen iſt, hat nun die große Sorge um dich noch zu ertragen. Und dann deine arme Mutter, die nur dich auf der Welt hat. Du mußt wirklich verſuchen, dich aufzuraffen. Denke doch an alles, was dir noch geblieben."

Friede machte eine müde, abwehrende Bewegung, als wenn ſie ſagen wollte: ich denke daran, es iſt mir nichts.

„Ich habe mir gedacht, du und Ernſt, ihr machtet bald eine hübſche kleine Reiſe zuſammen, etwa eine Fahrt nach Norwegen, die ſtrengt nicht an, und man hat auf dem Schiff eine vorzügliche Verpflegung. Da kommt ihr auf andere Gedanken, und zum Herbſt hatte ich gedacht, da nehmt ihr euch ein Kind an, damit etwas Leben ins Haus kommt und du etwas zu ſorgen und zu ſchaffen haſt. Es iſt ja nun einmal nicht ſehr wahrſcheinlich, daß du noch eigene Kinder bekommen wirſt, und wenn wirklich, nun, ihr ſeid ja auch in der Lage, mehrere zu ernähren."

„Was ſoll mir ein fremdes Kind, das kann mir nichts ſein."

„Ach, das denkst du dir nur so, das gibt sich. Ich kenne so viele Familien bis in die höchsten Kreise, wo man ein Kindchen, ganz klein und hilflos, angenommen hat, das dann der Sonnenstrahl des Hauses geworden ist. Und da ist doch auch Frau Konsul Schilling, die dir ja auch bekannt ist, die geborene Körner, die immer todunglücklich war, daß ihre Ehe kinderlos blieb, und die sich immerfort Krankheiten einbildete. Ich wurde früher mindestens dreimal die Woche geholt. Und seit sie sich damals aus Hamburg das allerliebste kleine Mädchen ausgesucht hat, ist sie wie verwandelt und hat ihre helle Freude an dem Kindchen. Sie hat den ganzen Tag zu tun, Kleidchen und Spielsachen einzukaufen und Kinderfrauen zu engagieren und wieder hinauszuwerfen, weil sie nicht gut genug für das Kind sorgen. Ich sage dir, sie glaubt schon so fest, es sei ihr eigenes, das sie selbst geboren hat, daß sie sich gewiß nächstens eine Krankheit einbilden wird, die ihr von damals her zurückgeblieben ist." Diese lange und muntere Rede war ganz umsonst, Friede schüttelte nur in stummer Abwehr den Kopf und dachte: wo in dieser Welt voll zappelnder, schreiender Kinder fände ich eins, das meinem kleinen, stillen, wächsernen Englein gliche.

Der Unterhaltung des Hofrats mit seiner Schwiegertochter waren viele lebhafte Auseinandersetzungen im Familienkreise vorausgegangen. Nie war in der

Familie Schöne die Rede von einer Kindesannahme gewesen. Man nahm die Kinder, die einem der liebe Gott beſcherte mit mehr oder weniger Dankbarkeit entgegen, und hatte man keine, ſo ſchickte man ſich drein. Namentlich Emma war wütend, und auch Mariechen fühlte ſich zunächſt außerſtande, einem ſo ungewöhnlichen Vorſchlag beizuſtimmen: ſo etwas hatte man doch ſonſt nicht gehabt. Aber der Hofrat ſprach von Neuraſthenie und Hyſterie und von der Möglichkeit einer Gemütskrankheit, falls man nicht ſolche überhaupt ſchon als vorhanden annehmen wollte, und ſo ſtimmte ſie in Angſt und Sorgen jedem Vorſchlag zu.

Oberlandesgerichtsrat Taubers waren natürlich auch ſehr dagegen. Wenn Ernſt keine natürlichen Erben beſchieden ſein ſollten, ſo wären ja wohl ſie und ihre zahlreichen Kinder die Nächſten dazu. Die Einſchaltung eines fremden Kuckucks ſchien ihnen durchaus nicht angebracht. Friede würde ſich ſchon ſchicken, die Zeit ... und ſo weiter.

„Ja, ſiehſt du, Ernſt, das haſt du davon, ich war von vornherein dagegen, daß du das Mädel heiraten ſollteſt," keifte Emma. „Dieſe Verrücktheiten hat ſie nicht aus unſrer Familie. Da ſteckt der Vater, der ſaubere Herr Künſtler, darin! Deine Jugendſünden rächen ſich, Mariechen, dieſe Leute haben ja alle einen Sparren. In unſerm gutbürgerlichen Hauſe lebte man ſo, wie es einem zuteil wurde. Albert und Emil

haben auch nicht bloß Zuckerlecken gehabt, und sie leben auch noch!"

„Nun, Ernst, du weißt jetzt, woran du bist," sprach Kramer, und obgleich diesem der Gedanke auch äußerst unsympathisch war, so fühlte er doch, daß etwas geschehen müsse, und beim Weggehen drückte er dem Vater die Hand und bat ihn, mit seiner Frau zu sprechen.

Leider verlief diese Unterredung resultatlos.

☆ ☆ ☆

Man wollte Friede nicht allein lassen. Immer saß zu ihrer Qual jemand bei ihr, entweder ihre Mutter, die wieder eine Bettdecke nach dem alten Familienmuster häkelte, oder das Mißchen, das ja nun viel freie Zeit hatte und mit Hilfe einer schärferen Brille immer noch auf einem mit Wachstuch unterlegten Streifen sehr sauber und akkurat Zacke und Loch stickte, oder die Schwiegermutter setzte sich hin, klagte über die Hitze, strickte mit rasender Eile und brachte Friede durch das Geklapper der Nadeln und spitzige, anzügliche Reden zur Verzweiflung.

Sie konnte diesen Zustand nicht länger ertragen.

„Ernst," bat sie, „ich werde hier noch verrückt. Ich bitte dich, laß uns reisen, irgendwohin, an ein schönes, ruhiges Fleckchen, uns beide allein, dann will ich mich auch zusammennehmen, und ich glaube, ich werde wieder gesund und auch zufrieden werden."

Das war ein gutes Wort und erregte allgemeine Freude. Der Hofrat ſchlug dies und jenes vor, Vitznau am Vierwaldſtätterſee oder noch beſſer die Pertisau am Achenſee, ein hübſcher Aufenthalt und gute Koſt. Friede ſtimmte allem zu, um nur fortzukommen, und drei Tage ſpäter fuhren ſie im Schlafwagen abends nach München ab, von der ganzen engeren Familie zur Bahn begleitet, Emma und Mariechen, der Hofrat, Taubers, Karl mit ſeiner Braut, die ſo liebenswürdig waren, die Hochzeit vier Wochen aufzuſchieben, damit Ernſt und Friede doch daran teilnehmen könnten, und Paulchen, der neugebackene Referendar.

Man ſagte viele Ade's und Behüt dich Gott's und Bleibt hübſch munter und Kommt geſund wieder. Mariechen hätte faſt geweint, wenn nicht Bahnhofſzenen gänzlich außerhalb des Familienbrauchs gelegen hätten.

Der Hofrat drückte Ernſt nochmals die Hand und ſagte mit Betonung: „Sei hübſch vorſichtig mit ihr," dann pfiff die Lokomotive, der Zug ſetzte ſich in Bewegung, man winkte mit den Taſchentüchern, ade, ade, und Friede ſank mit einem Seufzer der Erlöſung in die Kiſſen. „Enfin seul," verſuchte Ernſt zu ſcherzen, und Friede lächelte.

☆ ☆ ☆

Die Beſſerung hielt an. Sie hatten ſchließlich weder den Vierwaldſtätter- noch den Achenſee, ſondern

einen kleinen, ſtillen, verſteckten Schweizerſee aufgeſucht. Als Friede die himmelſtrebenden Berge wiederſah, deren ſchneebedeckte Gipfel das Firmament trugen, wich der Druck etwas, der ihr immer auf dem Herzen lag. Die letzte Zeit hatte ſie gar kein beſtimmter Kummer mehr gequält, ſie hatte ſich kein Kind mehr gewünſcht und auch nicht immerfort mehr das tote ins Leben zurückgeſehnt. Sie war nur eben traurig, tief verſtimmt, zu allem unluſtig, und von einem unbeſtimmten Angſtgefühl gequält geweſen. Sie ſelbſt wollte dieſem Zuſtande gerne entrinnen und ſehnte ſich unbeſchreiblich nach Ruhe.

Hier war es gar ſchön. Ein Sommertag folgte dem andern, täglich ſpiegelte ſich ein wolkenlos blauer Himmel in dem klaren, himmelblauen See. Friede war gern allein. Es quälte ſie, wenn Ernſt mit ihr ſprach. Auch jeder Bekanntſchaft ging ſie aus dem Wege, nur tiefe Stille mußte um ſie ſein, dann aber fühlte ſie ſich wohl. Sie lag gern ſtundenlang auf dem Rücken und ſah zum Himmel empor. Das Waſſer hatte keine Anziehungskraft für ſie, und Ernſts Vorſchlag, einmal eine Seefahrt zu machen, lehnte ſie ab: ich bleibe viel lieber hier.

Ernſt war anfangs immer bei ihr, aber da ſie ſo ruhig, faſt heiter war, gab er doch bald dieſe für einen geſunden Menſchen tödlich langweilige Lebensweiſe auf und machte weitere Spaziergänge und kleine Ausflüge.

Friede war dies sehr recht. Sie freute sich der Einsamkeit. Abends erwartete sie ihn in guter Stimmung und kam ihm wohl auch ein Stück entgegen.

Eines Morgens hatte er schon in aller Frühe einen größeren Ausflug unternommen, wollte aber jedenfalls zum Mittagessen wieder zurück sein. Friede lag noch zu Bett, sie hatte wieder allerhand schwarze Gedanken. Sie stand spät auf und ging hinunter. Es war wieder ein besonders schöner, ein strahlender Morgen, aber überall waren Menschen.

Friede ging zum Seeufer und machte einen Kahn los. Sie wußte nicht, was sie dazu trieb, wohl nur der Drang, allein zu sein.

Sie ruderte hinaus, weit und immer weiter. Das Boot war leicht, aber ihre Arme ermüdeten doch bald von der ungewohnten Arbeit. Sie ließ die Ruder sinken. Es rührte sich kein Hauch, der Nachen lag auf dem Wasser fast ohne Bewegung. Ein kugeliges, weißes Wölkchen schwebte fast unbeweglich über ihr im Himmelsblau.

Friede sah hinauf und dann auf die stille, glatte Wasserfläche. Wie sich die Berge am Ufer widerspiegelten, wie der Morgenhimmel aus dem Wasser heraufleuchtete, es war, als wenn das Boot im blauen Äther schwämme.

Da war ja auch das weiße Wölkchen, tief unten auf dem Grunde lag es.

Wie ſonderbar, dies kleine, weiße Gebilde, wie hatte es ſich einſt mit ihrem Hunger nach Glück und Leben ſo eng verknüpft. Sie ſah es dahinſegeln und an einer goldenen Kuppel hängen bleiben. Es wehte wie eine Fahne in des Himmels Blau und blickte herab auf Glück und Lebensfreude, auf Marmortiſchchen, Walzerklänge und frohe, geputzte Menſchen.

So hatte ſie ſich das Glück einſt gedacht.

Törin, die ſie war.

Was war denn Glück? Ruhe, ewige Ruhe! Das trügeriſche Wölkchen hoch da oben, das ſah freilich herunter auf Lärmen und Treiben, auf das Gewühl lauter, ſich drängender und vergnügender Menſchen. Das ſtille Wölkchen da unten aber verſprach das wahre Glück — tiefe, ſchmerzloſe, ewige Ruhe.

— — — — — — — — — — — — — — —

Und Friede ſtand auf und warf ſich mit ausgebreiteten Armen ihrem Glück entgegen.

Verlag von Egon Fleiſchel & Co. / Berlin W

# Jettchen Gebert

Roman von

## Georg Hermann

Preis: geheftet M. 6.—; gebunden M. 7.50

### Aus den Beſprechungen:

**Allgemeine Zeitung des Judentums:** Ich ſtehe nicht an, den ganzen Roman für eine wundervolle, künſtleriſch vollendete Darſtellung des kleinbürgerlichen und jüdiſchen Berliner Lebens der dreißiger Jahre zu erklären. (Nach ausführlicher Beſprechung:) . . . das Buch erregt durch zahlloſe köſtliche Einzelheiten, durch prächtigen, feinen Humor, durch außerordentlich ſcharfe Beobachtung des Gegenwärtigen und eine faſt divinatoriſche Kunſt, die Vergangenheit zu ergründen, ein außerordentliches äſthetiſches Wohlbehagen.

**Berliner Abendpoſt:** Der Reiz des Buches liegt in der Darſtellungsweiſe des Autors. Scharfe Beobachtungsgabe, ausgebildetes Kunſtverſtändnis, ein maleriſch geſchultes Auge für die Erſcheinungen der Natur und vor allem ein ungeſuchter, freundlicher Humor, der über Menſchen und Dinge ſeine warmleuchtenden Reflexe ausſtreut, machen ihn zu einem überaus feinſinnigen Erzähler. Die Geſtalten des Romans ſind ſcharf umriſſen und lebenswahr gezeichnet, die Milieuſchilderung mit einer bis in die intimſten Details eindringenden, aber nie ermüdenden liebevollen Kleinmalerei ausgeführt, die Naturſchilderung farbenreich und ſtimmungsvoll, das Ganze aber ein vortreffliches Kulturbild der Zeit und der Verhältniſſe, die es ſich zum Vorwurf genommen hat. Wir halten den neuen

Roman Georg Hermanns für eine wertvolle Bereicherung der modernen Literatur.

**Berliner Börsencourier:** ... Durchaus individuell ist die Zeichnung der Charaktere, die mit einem feinen satyrischen Stifte gemacht ist, das eigenartige altberlinisch-jüdische Milieu, in dem der Verfasser erstaunlich gut zu Hause ist, endlich die Welt der Stimmungen und Naturschilderungen, die hier und da zu sehr in die Länge geht. Es geht ein starker lyrischer Zug durch das Buch, Lyrik, die mit dem Ballast halb gedanklicher Gefühle befrachtet ist, aber da, wo es sich um das weibliche Gefühlsleben handelt, in weichen, zarten Formen zum Ausdruck kommt. Stimmungen, wie sie das eigenste Gebiet der Verlaineschen Lyrik bilden, nur daß unser Dichter sozusagen robuster und sinnenkräftiger veranlagt ist. In dem Roman steht allerhand, was in anderen Büchern nicht zu finden ist, und wie wir glauben, jenes geruhige Berlin der Biedermeierzeit mit seinen Straßen und Gäßchen, seinen Künsten und Zerstreuungen leibhaftig vor Augen zu sehen, so hat sich auch im höheren und weiteren Sinn ein gutes Stück Leben darin eingefangen, das uns zur Anteilnahme zwingt, weil es Fleisch von unserem Fleische und Geist unseres Geistes ist.

**Berliner Morgenpost:** ... Aber das alles ist es ja nicht, was dieſen Roman so aus der Fülle der Tagesliteratur heraushebt. Seine Sonderheit ist wirklich nicht aus Gang und Inhalt zu entnehmen, sein großer Wert und sein besonderer Vorzug liegt in der eigenartigen, treu und behutsam gepflegten Kleinkunſt, liegt in der ungekünſtelten Art des Schilderns und Erzählens, die trotz der Leichtigkeit und Einfachheit stets geschlossene, anschauliche Bilder hervorbringt. Das „alte Berlin“, das uns aus Photographieen unserer Groß- und Urgroßeltern noch herüberwinkt, wächst unter der Feder Georg Hermanns fast greifbar deutlich vor uns auf, und wir fühlen's instinktiv, daß alle diese Menschen damals gelebt, gesorgt und geseufzt haben, wenn auch mancherlei ihres Tuns sich bis auf unsere Tage erhalten hat. In diesem Rahmen stehen nicht die Menschen einsam und allein, das Bild einer ganzen großen Familie wird in ihm wach, in den Zusammenhängen der einzelnen zueinander und in den psychologischen Zügen, die sie alle, vom alten Eli Gebert mit seinen achtzig Jahren an bis zum jungen, verwaisten Jettchen, gemeinsam tragen. Leibhaftig stehen die Menschen vor uns, und wenn man es so — und so ist es richtig — betrachtet, dann ist es die Geschichte der „Familie Gebert“, und nicht die eines einzigen

Mitgliedes. Und das ist es, was den Wert dieser Arbeit steigert und fest im Kurse hält. Ihr Humor wird bleiben und ihre Anschaulichkeit — und das wahre und menschliche Empfinden nicht zuletzt.

**Berliner Morgenzeitung:** Wer das vormärzliche Berlin und seine Bewohner kennen lernen will, wird das Buch mit großem, von Anfang bis zu Ende rege gehaltenem Interesse lesen, denn es schildert in dieser Hinsicht wundervoll und ruft erloschene Vergangenheit zu hellem Leben zurück. Das vermag der am besten zu beurteilen, der das heutige Berlin aus eigener Anschauung kennt und so den Entwickelungsweg forschend rückwärts schreiten kann. Wir sehen sie vor uns stehen, diese Männer im flaschengrünen Schoßrocke mit blanken Knöpfen, den breitkrempigen, in der Säule verengten, braunen Zylinder auf gepudertem Haupte; wir blicken in einen politisch beschränkten Interessenkreis, in die Verkehrsepoche der Postkutsche, in die Vergnügungsära des Orpheums.

Und doch ist es nicht allein oder besonders die ins einzelne gehende Schilderung des Ortes, die uns in ihren Bann schlägt, mächtiger und eindringlicher noch wirkt die schlichte, einfache Liebesgeschichte.

**Berliner Neueste Nachrichten:** (Nach ausführlicher Inhaltsangabe:) In Jettchen Gebert gibt er sein Bestes, gibt er verkörperte Poesie. Und wo dieses Mädchen erscheint, ob auf dem Markt und den Gassen oder im Salon oder in ihrem Stübchen oder im Garten und Park: immer ist es, als ob die Poesie mit ihr wandelte und alles stiller und fröhlicher machte, im Lachen und Weinen. Und die Gestalt Jettchen Geberts ist es auch, die den landschaftlichen Schilderungen, die der Dichter mit so köstlicher Stimmung zu füllen verstand, erst die feinste Weihe, den letzten zitternden Reiz gibt. Ein sentimentaler Zug ist dem Buche eigen, der zuweilen schmerzt und nach Erlösung ringt, aus der Passivität heraus nach frischem Handeln. Aber zuletzt sind wir doch eingewiegt wie in die Strophen eines Volksliedes, die auch zumeist von Resignation singen und doch von geheimer Seligkeit überquellen wollen.

**Berliner Tageblatt:** Der Roman bietet im Bannkreise einer jüdischen Familiengemeinschaft ein Kulturbild des vormärzlichen Berlin, wie es mit gleicher verständnisvollen Liebe noch nicht geschaffen wurde. Künstlerische Reize und die Intimität, die Verschollenes aufs neue beseelt, heben das Buch trotz aller Breite der Darstellung hoch über das Niveau der landläufigen Erzählungsliteratur empor . . .

**Breslauer Zeitung:** Dieser Roman scheint wenigstens für die Berliner das Ereignis des herbstlichen Büchermarktes darstellen zu sollen. . . . Es steckt in diesen wertvollen Schilderungen ein umfangreiches Stück geschichtlicher Entwicklungsdarlegung.

**Deutsches Abendblatt (Prag)** nennt „Jettchen Gebert das beste Werk zeitgenössischer Erzählkunst“. . . (Nach ausführlicher Besprechung:) Mit dieser erschöpfenden Inhaltsangabe habe ich wohl das Recht verwirkt, mich des weiteren über die Vorzüge des Hermannschen Romans zu äußern. Nur so viel sei gesagt, daß Georg Hermann zu unseren echten Dichtern zählt, zu jenen wenigen, die da auserwählt sind, an dem Literaturschatz deutschschreibender Lande weiterzubauen. Und wo und wann wir auch Georg Hermann in Hinkunft begegnen werden, wir werden dessen eingedenk sein müssen, daß er uns „Jettchen Gebert“, ein Werk von bleibendem Werte und dokumentarischer Bedeutung, geschenkt hat.

**Dies Blatt gehört der Hausfrau:** Eines der erfolgreichsten und besten Bücher des Jahres. Es gibt wenig Romane, die einem geschmackvollen Leser so gut gefallen werden wie Georg Hermanns Roman.

**Hamburger Fremdenblatt:** Die Arbeit Georg Hermanns bestrickt durch eine wirklich lebensvolle Charakteristik der Menschen, durch intime Kenntnis des Wesens innerhalb jüdischer Familien und durch ein großes Streben nach Wahrhaftigkeit.

**Magdeburgische Zeitung:** Dieser Roman gehört ohne Frage zu dem Wertvollsten, was in den letzten Jahren auf den Büchermarkt geworfen worden ist. Auch wenn es Georg Hermann nicht versichert hätte, wüßte man, daß ein solches Buch langsam geworden sein muß. Lange und liebevoll muß sich der Dichter mit diesen Menschen aus der bösen Reaktionszeit von 1839 beschäftigt haben, ehe sie so rund und plastisch hervortreten konnten. Die Lebenswärme ist es, was wir an diesem Roman so hoch schätzen. Vor ein paar alten Grabsteinen leuchtete dem Dichter, wie er in dem etwas forcierten Vorwort bekennt, die Geschichte der Jettchen Gebert zum ersten Male auf, wie dem Maler Anselm Feuerbach eine mit wilden Rosen umrankte Mauer die erste Anregung zu seinem Bilde „Hafis am Brunnen“ gab. Da ist in irgend einem verlorenen Winkel Berlins auf einem Grabhügel zu lesen, „daß unsere teure Nichte Henriette Jacoby, geb. Gebert, am 7. May 1812 das Licht sah und sich am 3. Oktober 1840 allhier zur

Ruhe begab". Es ist eine überaus traurige Geschichte, die uns erzählt wird, eine Geschichte, die uns darum so schwer aufs Herz fällt, weil wir dieses Jettchen so lieb gewinnen. Was ist das für ein prächtiges Persönchen! So zart, so duftig und dabei so gesund, wie nur je eine Frauengestalt aus eines echten Dichters Hand hervorgegangen ist. Mit ähnlicher Liebe umfaßte Gottfried Keller die Mädchen, die uns immer wieder in seinen Novellen entzücken; man denkt an die blutfrische Regine. Wie es kommt, daß Jettchen Gebert so viel leiden muß, das wird mit einer Feinheit und inneren Glaubwürdigkeit vorgetragen, daß einem schlechterdings keine kritischen Bedenken aufsteigen. (Nach ausführlicher Besprechung:) Das Buch ist einer der schönsten, zartesten Romane, die ich kenne, und ich wünsche ihm von ganzem Herzen einen vollen äußeren Erfolg.

**Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus:** Der Wert des Buches aber liegt nicht so sehr in der Wirklichkeitstreue des Kulturbildes, nicht so sehr in dem liebenswürdigen Humor seiner Menschenschilderung, er liegt noch ganz besonders darin, daß das Buch so gänzlich frei von jeder Tendenz ist. Und dies ist recht eigentlich das Künstlerische daran, daß es die Dinge nur um ihrer selbst willen zeigt und ganz und gar nicht, um etwas zu beweisen, eine These zu erhärten den Finger auf irgend eine soziale oder ethische Wunde am Gesellschaftskörper zu legen. Nichts von alledem, obwohl sich doch am Ende die ganze Geschichte darum dreht, daß eine Jüdin den christlichen Mann, den sie liebt, nicht heiraten darf. Gewiß, die Stellung der Juden im Staate wird gelegentlich betont, die Enge, in der sie leben, kommt da und dort zur Anschauung, aber weder Märtyrerschaft auf der einen, noch Feindseligkeit auf der andern treten irgendwie hervor. Es fehlt gänzlich jenes etwas wehleidige Pathos, das man in manchen jüdischen Tendenz- und Anklageromanen oder -Dramen findet. Es fehlt aber auch jede Idealisierung dieser jüdischen Alltagsmenschen, die schlecht und recht ihrer Familie und ihrem Geschäfte leben: es sind Geschöpfe von Fleisch und Blut mit der Enge oder der Weite des Horizontes, der Stärke oder Stumpfheit der Gefühle, die ihnen das Leben, ihr Leben gegeben hat. Selbst der von einem leisen Hauch kosmopolitischen Weltschmerzes unwitterte Jason entbehrt jeglicher Märtyrerkrone und jeder sentimentalen Veredelung, und Jettchen vollends wird durchaus nicht zu einem Ausnahmegeschöpf jüdisch-aristokratischer Prägung stilisiert, sondern bleibt eine einfache Sterb-

*

liche, die mit der Ergebenheit ihres anerzogenen Pflichtgefühls ihren kurzen Glückstraum begräbt.

In dieser von keiner Weichlichkeit angekränkelten Wahrheit der Darstellung, die weder mit Pariagefühlen hausieren geht, noch zionistische Fanfaren bläst, scheint mir die besondere Bedeutung des Buches für die Gegenwart zu liegen. Und schon allein um ihretwillen darf man ihm wünschen, daß es seinen Weg zu vielen Augen und Herzen finden möchte, was ihm nicht schwer fallen dürfte, denn es hat nebenbei auch den für ein „literarisches" Erzählungswerk heutzutage beinahe schon beschämenden Vorzug, unterhaltend zu sein.

**Straßburger Post:** . . . Es ist eine fesselnde kulturgeschichtliche Schilderung und ein wehmütiger Herzensroman zugleich, den Georg Hermann hier erzählt, eine Geschichte, von welcher der Verfasser sagt, daß er sie habe erzählen müssen und daß es schade wäre, wenn sie nicht erzählt würde. Es wäre wirklich schade gewesen! Aus dem Grabe längst entschwundener Zeit holt der Verfasser die Gestalten herauf und erfüllt Zeit und Personen mit Wirklichkeit. Das alte Berlin steigt auf, mit ihm die alten Menschen, und Georg Hermann versteht es, uns so in ihrem Kreise festleben zu lassen, daß wir beim Lesen des Romans das Gefühl haben, Geschehnissen der Gegenwart beizuwohnen, so entfernt uns auch die Menschen und die Dinge sind. Das Geheimnis der Erzeugung des starken Wirklichkeitsgefühls liegt meines Erachtens in der Liebe, mit der der Verfasser Dinge und Personen zeichnet, in der persönlichen Anteilnahme an dem Geschicke der einzelnen, in den manchmal naiven Äußerungen der Zu- und Abneigung zu den Personen des Romanes. Durch die einfache Sprache, die klaren, behaglichen Schilderungen mit Hervorhebung bestimmender Einzelheiten wird die ruhige, leidenschaftslose Stimmung erzeugt, die Zeit und Menschen angepaßt ist. Um so greller hebt sich aus dieser Umgebung das Herzeleid Jettchen Geberts ab, deren Persönlichkeit der Verfasser mit ganz besonderer Liebe gezeichnet hat. . .

**Welt am Montag:** . . . Die Besonderheit und Poesie dieser Liebesgeschichte liegt in den Farben, Tönen und Stimmungen, die über das Buch gebreitet sind. Es wird dem langweilig erscheinen, der nicht versteht, wie hier die breite Gegenständlichkeit des sich leise im gleichen Flusse hinziehenden Lebens der Gewalt großer, plötzlicher, seelischer Ereignisse gegenübergestellt ist. Es gibt keine Tragödien mehr im herkömmlichen Sinne. Das Tragische kommt nicht mehr mit Donner und

Blitz, mit Ehebruch und handgreiflicher Versündigung. Aber es kommt mit leisen, unhörbaren Schritten, bis es von dem ganzen Menschen Besitz ergreift und alles, was in seinen Tiefen schlummert, stoßweise zutage fördert. Nur dem Dichter aber eignet die Gabe, seine Menschen zum Geständnis ihrer Leiden, Freuden und Sehnsüchte zu bringen, so daß wir erkennen, sie sind Fleisch von unserem Fleische und Blut von unserem Blute, und in diesem Sinne ist „Jettchen Gebert" ein Gedicht, das wir mit hoher Freude begrüßen.

**Wiener Abendpost:** Nicht die Menschen sind wertvoll in diesem Buche, sondern nur die Atmosphäre, in der sie leben. Hier ist wirklich ein interessantes Milieu vielleicht zum ersten Male mit so minutiöser Deutlichkeit geschildert worden. Berlin im Anfang des vorigen Jahrhunderts als Grundfarbe, über die sich als zweite und beinahe deckende Farbe das Berliner Judentum legt. Berlin nur von Zeit zu Zeit durchschimmernd, so daß man den eigentlichen Schauplatz nicht vergißt, und sonst in der breitesten Darstellung eine jüdische Familie überall mit dem starken Grundton der Stammeseigentümlichkeit und mit den leisen Schattierungen individueller Menschen. In dies Milieu wohl nur als Kontrastfigur ein Christ, der das kapriziöse Judenfräulein liebt. Die geistige Affektation dieser Männer und Frauen, ihr geziertes Benehmen, die seelischen Posen und zugleich die liebevolle Zärtlichkeit ihrer Gemüter sind mit so charakteristischen Strichen gezeichnet, mit so originellen Schnörkeln versehen, daß dieses Buch einen beinahe kulturhistorischen Wert hat.

**Die Zeit** (Wien): Ein Buch, in dem sich Zeitliches und Ewiges spiegelt. Besonderes und Allgemeines. Ein Buch, das ein feiner Dichter aus einem zarten, liebevollen und sanften Gemüt heraus geschaffen hat.

Buchdruckerei Roitzsch, Albert Schulze, Roitzsch.

RETURN TO ⟶ CIRCULATION DEPARTMENT 202 Main Library 8872

| LOAN PERIOD 1 HOME USE | 2 | 3 |
|---|---|---|
| 4 | 5 | 6 |

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

Renewals and Recharges may be made 4 days prior to the due date.

Books may be Renewed by calling 642-3405.

DUE AS STAMPED BELOW

AUG 06 '91

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

FORM NO. DD6

M177024 PT2619
Ja69F7
Jansen, S.
Friede Wend.

M177024
PT2619
Ja69F7
YC158441
THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY